PA24-4

4 NOV. 1941

MERENSKY-BIBLIOTEEK

UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.

Klasnommer ZPA 24-4

Registernommer 68499

HAARHOFF

Die

Bantu-Stämme Süd-Afrikas.

Eine

ethnologisch-mythologische Studie

von

Dr. phil. **B. J. Haarhoff**
Cand. theol. (Utrecht-Universität).

Leipzig
Verlag von Gustav Fock
1890.

Die

Bantu-Stämme Süd-Afrikas.

Eine

ethnologisch-mythologische Studie

von

Dr. phil. W. J. Haarhoff
Cand. theol. (Utrecht-Universität).

Leipzig
Verlag von Gustav Fock
1890.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/diebantustammesu00haar

Meinem Hochverehrten

Freunde und Gönner

Herrn Jan S. Marais, M. L. A.

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Inhaltsangabe.

Einleitung 1

Kapitel I. 4

A. Legenden und Mythen: 4

a. Der Regenbogen 4

b. Die große feurige Schlange 7

c. Usikulumi 10

d. Kammapa und Litaolane 17

e. Die Ermordung Maciloniane's 20

f. Umkakaza= Wakoginggwaho 27

g. Die Frau und der Vogel 35

h. Die Tauben sagen die Geburt Unthlatu's voraus . 37

i. Des Königs Sohn und Ubongopa=kamagadhlela . 40

k. Über den Ursprung der Menschen und vom Tode: 44

1. bei den Zulus 44

2. bei den Basutos 48

3. bei den Hottentotten 49

4. bei den Betschuanen 50

5. bei den Hereros 51

B. Fabeln und Rätsel 51

a. Fabeln 51

b. Rätsel 54

Kapitel II. 58

A. Beschäftigungsarten: 58

a. Ackerbau 59

b. Viehzucht 61

c. Jagd 64

d. Krieg 66

e. Industrie und Handel 68

B. Regierungsform 70
C. Sitten und Gewohnheiten: 79
a. Kindheit 79
b. Beschneidung 81
c. Heirat und Ehe 82
d. Vielweiberei 84
e. Begräbnis 86
D. Religiöse Anschauungen: 88
a. Ahnenverehrung 91
b. Zauberei 107
c. Hexenwesen 111
d. Andere Arten von Aberglauben und Magie . . . 116
Kapitel III. 118
Rückblick und Schluß 118

Einleitung.

Es ist nicht unsere Absicht, in dieser Studie einen Vergleich zwischen den Sagen und Mythen der Bantus und denjenigen anderer Völker zu ziehen, noch geht unser Plan dahin, einen ins Einzelne gehenden Bericht zu liefern über alle Zweige ihrer Mythologie, Religionsanschauungen, Sitten und Gewohnheiten.

Wir haben einfach aus dem gesamten Kreise ihrer Mythen, Legenden, Fabeln und Rätsel solche Beispiele ausgewählt, in denen wir Beziehungen auf noch heute anzutreffende Gewohnheiten finden, und auf Grund des so gewonnenen Materials versuchten wir ein möglichst vollständiges Bild zu zeichnen von den Beschäftigungsarten, Regierungsformen, Sitten und Gewohnheiten und religiösen Anschauungen der Bantus. In den Einrichtungen, Prinzipien, Sitten, Vorurteilen und Glaubensmeinungen finden wir diejenigen Daten aus der Vergangenheit eines Volkes niedergelegt, die fortfahren, auf die Gemüter und Gedanken der gegenwärtigen Generation ihren Einfluß zu üben. Dies

alles sind Erscheinungsformen der Thätigkeit des Geistes in seinem normalen Zustande.

Unsere Arbeit, als unter den Begriff der Völkerpsychologie fallend, hat zu ihrem Gegenstande das Studium der Bantustämme von diesem gesellschaftlichen Gesichtspunkte aus.

Die Legenden, Mythen, Fabeln und Rätsel im ersten Kapitel sind in der einfachen und kindlichen Ausdrucksart der Bantus angeführt und mögen so als Beispiele ihrer Sprech- und Denkweise gelten. Um unsere Arbeit nicht allzu umfangreich erscheinen zu lassen, haben wir manche Punkte nicht bis ins Einzelne ausgeführt, die für den Psychologen an sich wol von Interesse sein würden, für den Zweck unserer Untersuchung uns jedoch minderwertig erschienen.

Bei der Behandlung dieses Gegenstandes müssen wir uns stets vor Augen halten, daß die Gruppen der Bantustämme, welche als Zulus, Betschuanen, Basutos, Ama Xosas, Hereros oder Damaras bekannt sind, über eine weite Strecke Landes verbreitet leben, so daß einige Hunderte von Meilen von anderen entfernt wohnen, und daß, obgleich, wie wir bemerken werden, sie alle viel Gemeinsames haben, sich doch geringere Unterschiede in ihren Gewohnheiten finden, deren vollständige Erörterung innerhalb unseres Plans unmöglich war. Zum Schluß wollen wir noch hervorheben, daß unsere gesamten Ausführungen in den folgenden Kapiteln lediglich für diejenige Zeit gelten, in der die

einzelnen Stämme noch nicht dem europäischen Einflusse so unterworfen waren wie heute.

Bei ihrem schwachen sittlichen Charakter und ihrer leicht beeinflußbaren und veränderlichen Sinnesart sind die Bantus in vielen Fällen der eindringenden Zivilisation gegenüber die Verlierer gewesen, nicht nur in Bezug auf ihre rauheren Tugenden, sondern auch auf ihre ursprünglichen Gewohnheiten und ihre physische Kraft.

Am segensreichsten von allen Neuerungen haben sich für das Bantuvolk jedenfalls die Bemühungen des Christentums erwiesen, es zu einem besseren und nützlicheren Leben zu erziehen und heranzubilden. Aber wenn auch sein Einfluß an den Punkten, wo es dauernd festen Fuß faßte, wohlthätig bemerkbar ist, so will dies doch nur wenig besagen im Vergleich zu den ausgedehnten Strichen, wo nur die Übel der Zivilisation unter den Eingeborenen ihr Werk verrichten.

Kapitel I.

A. Mythen und Legenden.

a. Der Regenbogen.

(Callaway, Nursery Tales etc. Bd. I. S. 293, 294).

„Wenn es vom Himmel regnet, sagen die Leute beim Erscheinen des Regenbogens: „Es ist im Begriff sich aufzuklären; denn das Scepter der Königin, der Bogen, ist zu sehen"; und es klärt sich auf: selbst wenn es stark regnet, klärt es sich beim Erscheinen des Bogens auf; es regnet nicht mehr, sondern klärt sich auf; selbst wenn es zwei Tage geregnet hat, klärt es sich beim Erscheinen des Regenbogens auf.

Die Leute sagen, der Bogen ist ein „Umnyama", das in einem Teiche wohnt und wie ein Schaf gestaltet ist. Sie sagen, daß es dort, wo es die Erde berührt, aus einem Teiche trinkt. Die Leute fürchten sich, sich in einem großen Teiche zu waschen; sie sagen, daß ein Umnyama darin ist; und wenn ein Mensch hineingeht, fängt es ihn und frißt ihn auf. Aber sie sagen, daß derjenige, welcher vorbereitet wird, um Zauberer zu werden, in einen Teich hineingeht, der ein Umnyama in sich birgt, und das

Umnyama frißt ihn nicht, sondern beschmiert ihn mit farbigem Thon; und er kommt aus dem Teiche heraus, mit Schlangen um seinen Körper geschlungen, und geht mit ihnen nach Hause. Die Leute glauben an die Geschichten, die ihnen der Zauberer erzählt."

Aus dieser Legende lernen wir nicht nur die eigentümliche, unter den Bantus so verbreitete Art und Weise kennen, dasselbe immer und immer zu wiederholen, sondern wir erhalten auch, was von größerer Wichtigkeit ist, Einblick in einen allgemeinen Charakterzug, wie er im letzten Satze der Legende angedeutet ist: „Die Leute glauben an die Geschichten, die ihnen der Zauberer erzählt."

Sie glauben den größten Unsinn, den er ihnen vorredet. Um die Stellung und Thätigkeit des Zauberers (Doktors) zu verstehen, müssen wir im Auge behalten, daß die Bantus die Geister von Verstorbenen verehren. Sie glauben, daß diese Geister ihnen Glück oder Unglück bringen; es giebt kein Mißgeschick, das nicht auf diese Weise erklärt würde. Selbst der Tod wird von diesen Geistern herbeigeführt, da sie ihre Anzahl im Totenreiche zu vergrößern wünschen. Wenn also jemand krank geworden ist, ruft man zunächst den Doktor, der ausfindig machen muß, unter welches Geistes Einfluß der Kranke steht. Dies kann er auf verschiedene Weise thun. Er kann die Gelenkknochen gewisser Tiere dazu benutzen, die er beständig mit sich herum trägt. Diese wirft er nach Art von

Würfeln; hat er den Geist damit herausgefunden, so bringt der Kranke ein Opfer, um die vom Doktor verschriebene Medizin wirksam zu machen. Der Doktor bezeichnet das Tier, welches geopfert werden soll; Alter, Farbe und Geschlecht desselben ist durch die Würfel bestimmt worden. Teile der Eingeweide werden dem Kranken um den Hals gelegt; mit vielen weiteren Zeremonien wird dann ein Teil des Fleisches, mit Kräutern untermischt, auf dem Dache der Hütte befestigt, um dadurch den Besuch böser Geister abzuhalten. Der Doktor erhält natürlich den besten Teil des Opfers zum eigenen Gebrauch und weiß überhaupt aus seiner Kunst den mannigfachsten Nutzen zu ziehen. Stirbt der Kranke dennoch, so versteht er sich zu entschuldigen. Ein zweiter Ochse wird auf dem Grabhügel geschlachtet, und während man sein Blut darauf sprengt, ruft man: „Ruhe in Frieden mit den Geistern und störe unsere Nächte nicht!“

Der Doktor betreibt noch viele andere Geschäfte. Er sagt die Zukunft voraus und muß den Ausgang eines bevorstehenden Krieges vorherkünden.

Erweisen sich seine Zaubermittel als unzureichend, so ist das erbitterte Volk im Stande, ihn zu binden und in einen Fluß zu werfen. Wie weit aber die Leichtgläubigkeit der Eingeborenen geht, ist aus der Thatsache ersichtlich, daß die Betschuanen, als einst von ihnen das Ablegen ihrer Amulette und die Opferung sämtlicher Rinder von einer bestimmten Farbe verlangt wurde, trotz der fast abgöt-

tischen Liebe zu ihren Herden diesem Befehle nachkamen, in der Hoffnung, dadurch einen Sieg über den Feind zu erringen.

In unserer Legende findet sich weiterhin eine Andeutung bezüglich der Vorbereitungen, denen sich der Doktor unterzieht. Es ist festgestellt, daß junge Männer, welche in die Doktorkaste aufgenommen werden wollen, in der That derartige besondere Vorbereitungen bestehen müssen, indem sie während einer gewissen Zeit in die Geheimnisse der Schlangen, Gifte und heilkräftigen Pflanzen eingeweiht werden. Bei der Ausübung ihrer Geheimkünste haben sie Schlangenfelle, Knochen, Zähne u. s. w. im Überfluß auf dem Leibe.

b. Die große feurige Schlange.

(Callaway, Nursery Tales. Bd. I. S. 290—292).

„Es ereignete sich zu der Zeit, als ich ein Knabe war, daß ich die Leute erzählen hörte, zur Zeit der Ankunft der Holländer, es gebe eine feurige Schlange, die aus dem Wasser herauskomme; sie läuft sehr schnell; ein Mann kann ihr nicht entkommen, wenn er zu Fuße ist; Reiter können sie hinter sich lassen.

Es begab sich folgendermaßen mit dieser Schlange: Es kamen einige von den Amangwane; sie legten sich ihretwegen auf die Lauer; als sie aus dem Wasser hervorkam, schnitten sie ihr den Kopf ab; der Leib der Schlange ging

in den Teich zurück; der Teich trocknete aus, und das Wasser hörte auf, aus dem Teiche zu fließen.

Einige von den Männern fragten: „Warum hat dieses Wasser aufgehört?“ Die anderen sagten: „Gestern töteten wir eine Schlange an dieser Stelle.“ Die von den Amangwane sagten dies. Sie sagten: „Ihr tötetet eine Schlange; wie sah sie aus?“ Sie sagten: „Wir töteten eine Schlange; sie hatte einen feurigen Kopf.“ Sie sagten: „Wir fanden in ihr einen weichen Stein.“ Sie sagten: „Gleich geht zu den Holländern, und seht, ob sie die Schlange kennen.“ Die Holländer kamen und sagten: „Ihr habt allerdings diese Schlange getötet; ihr tötetet sie mit Unrecht; es ist eine Schlange, welche nicht getötet werden sollte. Wir Holländer töten diese Schlange nur, wenn eine andere mit ihr kommt, damit der Teich nicht austrocknet; denn wir töten sie nicht, wenn sie allein kommt. Denn ihr Schwarzen werdet etwas sehen; da ihr eine Schlange tötetet, welche allein war, wird das Wasser sofort austrocknen, denn sie wird das Wasser hemmen, und es wird nicht länger fließen. Denn, ihr Schwarzen, wer sagte euch, daß es in der Ordnung ist, jene Schlange zu töten?“ Die Schwarzen antworteten sofort: „Wir sehen ein Tier aus dem Wasser kommen und draußen Nahrung nehmen.“ Die Holländer antworteten: „Wenn auch ein Tier wieder und wiederum gesehen werden sollte, darf ihm nichts gethan werden, wenn es keinen Schaden anrichtet.“ Die Schwarzen sagten: „Was uns anbetrifft,

wenn wir ein Tier sehen, verstehen wir nicht, es allein zu lassen.“ „Etwas wird sich ereignen“, sagten die Holländer; „wir dürfen das Tier nicht bei Tage töten. Ihr werdet sehen, was ihr nie vorher sahet.“ Die Schwarzen fragten sogleich: „Was ist das, was wir noch nie vorher gesehen haben?“ Die Holländer antworteten: „Ihr werdet es sehen! Der Kopf mit dem daran hängenden Stücke, was habt ihr damit gemacht?“ Die Schwarzen antworteten: „Wir brauchten Arzenei, um uns zu doktorn.“ Die Holländer sagten: „Was wollt ihr denn mit jener Arzenei thun, da ihr ein Tier tötetet, das ihr nicht kennt?“ Die Schwarzen antworteten: „Unsererseits töteten wir es, gerade weil es ein Tier ist, das wir nie zuvor sahen; wir werden es mit anderen unserer Arzeneien mischen.“ Die Holländer sagten: „Nehmt euch in Acht. Noch keiner hat das als Arzenei gebraucht, denn auch ihr sagt, daß ihr es nicht kennt.“

Der Grund, weshalb wir diese Erzählung angeführt haben, ist ihr verhältnismäßig junger Ursprung. Die Holländer wanderten in dem damals von Zulus bewohnten Natal 1836 ein. Dies ist die historische Grundlage der Legende, in welcher zwei Punkte von Interesse sind. Erstens der Glaube der Bantus an ein überlegenes Wissen des weißen Mannes, eine Thatsache, welche bei allen afrikanischen Stämmen beobachtet ist. Der zweite Punkt ist der tief eingewurzelte Aberglauben dieser Völker. Sie töteten die Schlange, weil sie nie zuvor ein solches Tier

gesehen hatten, und sie hielten dies für genügenden Grund, sie mit ihren anderen Medizinen zu vermischen. Man sieht den Bantu häufig mit verschiedenen Zaubermitteln in Form von Kräutern oder irgend etwas anderem, welche er seine Medizin nennt und von denen er Heilung von Krankheiten und Abwehr von Übeln erhofft.

Die Inkonsequenzen und den Mangel an logischer Verbindung müssen wir dem kindlichen Bewußtsein der niederen Bantuneger zuschreiben; die fortwährende Wiederholung verbunden mit einem nicht geringen Teil Einbildungskraft haben die seltsame Mischung hervorgebracht.

c. Usikulumi.

(Callaway, Nursery Tales. Bd. I. S. 41—47).

„Es wird erzählt, daß einst ein gewisser König lebte; der bekam viele Söhne. Aber er mochte keine Söhne haben; denn er pflegte zu sagen, es möchte geschehen, wenn seine Söhne aufwüchsen, daß sie ihn seiner königlichen Gewalt entsetzten. Da wurden alte Frauen angestellt, um die Söhne jenes Königs zu töten; so wenn ein männliches Kind geboren war, wurde es zu den alten Frauen gebracht, daß sie es töten möchten; und so töteten sie es. Sie thaten so mit allen männlichen Kindern, welche der König hatte.

Da bekam er einmal einen anderen Sohn; den brachte seine Mutter zu den alten Frauen, indem sie ihn in ihrem Busen verbarg. Sie machte den alten Frauen Geschenke

und bat sie inständig, ihn nicht zu töten, sondern ihn zu seinem mütterlichen Onkel zu bringen, denn es war ein Sohn, den sie außerordentlich liebte. Die Mutter ersuchte dann die alten Frauen sehr viel, und hieß sie das Kind stillen. Sie stillten es, und brachten es zu seinem Onkel, und ließen es dort bei seinem Onkel.

Es geschah, als er ein Jüngling geworden war, daß er es liebte, das Vieh bei seinem Onkel zu hüten, und den Knaben aus seines Onkels Kraal folgte; sie achteten und ehrten ihn. Es geschah, als sie die Herden hüteten, daß er zu den Knaben sagte: „Sammelt große Steine und laßt uns sie erhitzen.“ Sie sammelten sie und machten einen Haufen. Er sagte: „Wählt auch ein schönes Kalb und laßt uns es töten.“ Sie wählten es aus der Herde, die sie bewachten. Er hieß sie es abhäuten; sie häuteten es ab und rösteten freudig sein Fleisch. Die Knaben sagten: „Was meinst du hiermit?“ Er sagte: „Ich weiß, was ich meine.“

Es ereignete sich eines Tages, als sie beim Hüten waren, daß die Häuptlinge seines Vaters sich auf einer Reise befanden, weil sie von ihm abgesandt worden waren; sie sagten: „Wer bist du?“ Er sagte es ihnen nicht. Sie nahmen ihn, ohne zu zweifeln, und sagten: „Dieses Kind gleicht unserem König.“ Sie gingen mit ihm fort und brachten ihn zu seinem Vater.

Als sie zu seinem Vater kamen, sagten sie zu ihm:

„Wenn wir dir gute Nachricht bringen, was willst du uns geben?“ Sein Vater sagte zu den Häuptlingen: „Ich will euch Vieh geben von solcher Farbe oder von solcher Farbe oder von solcher Farbe.“ Die Häuptlinge wiesen es zurück, indem sie sagten: „Nein; wir mögen diese nicht.“ Da war eine ausgewählte Herde von schwarzen Ochsen, auf welche sie ein Augenmerk hatten. Er sagte: „Was wünscht ihr?“ Die Häuptlinge sagten: „Die Herde von schwarzen Ochsen.“ Er gab sie ihnen. Und so erzählten sie ihm, indem sie sagten: „Es ereignete sich bei unserem Reisen, daß wir ein Kind sahen, welches wie eins der deinigen ist.“ So sah denn der Vater, daß es in der That sein Sohn war, und sagte: „Von welcher Frau ist er das Kind?“ Diejenigen, welche wußten, daß sie das Kind verbarg, sagten: „Die Tochter des und des, deine Gattin, Herrscher.“

Er versammelte das Volk, da er sehr zornig war, und hieß sie, seinen Sohn entfernt zu halten. Das Volk versammelte sich; seine Mutter und Schwester kamen auch. Der König hieß sie, seinen Sohn fortzunehmen und zu gehen und ihn in den großen Wald zu setzen. Denn es war bekannt, daß in jenem Walde ein großes vielköpfiges Ungeheuer war, welches Menschen fraß.

Sie brachen auf nach jenem Platze. Viele erreichten ihn nicht; sie wurden müde und kehrten wieder um. Die Mutter und Schwester und des Königs Sohn gingen, diese drei. Die Mutter sagte: „Ich kann ihn nicht auf

offenem Lande allein lassen; ich will gehen und ihn dahin bringen, wohin zu gehen ihm befohlen ist. Sie gingen nach dem großen Walde; sie kamen an, und betraten den Wald, und stellten ihn auf einen großen Felsen, der in der Mitte des Waldes war. Er setzte sich darauf nieder. Sie verließen ihn und gingen zurück.

Er blieb allein auf der Spitze des Felsens zurück.

Es geschah eines Tages, daß das vielköpfige Ungeheuer kam, als es aus dem Wasser herauskam. Jenes Ungeheuer besaß alles nur mögliche. Es nahm den Jüngling; es tötete ihn nicht; es nahm ihn, und gab ihm Speise, bis er groß wurde. Es geschah, als er groß geworden war, und weiter nichts mehr bedurfte, und auch ein großes Volk hatte, das ihm unterworfen war, welches das vielköpfige Ungeheuer ihm gegeben hatte, (denn jenes Ungeheuer besaß alle Dinge, auch Speise und Menschen), daß er wünschte, seinen Vater zu besuchen. Er ging mit einem großen Volk, da er jetzt ein König war. Er ging zu seinem Onkel; aber sein Onkel erkannte ihn nicht. Er ging in das Haus; aber auch seines Onkels Leute erkannten ihn nicht. Sein Unteranführer ging, um einen Bullen seines Onkels zu fordern; er sagte: „Usikulumi, der Sohn Uthlokothloko's, sagt: gieb ihm einen stattlichen Bullen, damit er essen kann.“ Als der Onkel den Namen Usikulumi's hörte, des Sohnes Uthlokothloko's, fuhr er empor, und sagte: „Wer?“ Der Anführer erwiderte: „Der König.“ Der Onkel ging

hinaus, um ihn zu sehen. Er sah, es war in der That Usikulumi, der Sohn Uthlokothloko's. Höchlichst freute er sich, und sagte: „Yi, Yi, Yi!", indem er vor Freude laut lärmte, und sagte: „Usikulumi, der Sohn Uthlokothloko's, ist gekommen!" Der ganze Stamm seines Onkels wurde versammelt. Sein Onkel gab ihm einen Teil einer Ochsenherde zu seiner großen Freude, und sagte: „Da sind deine Ochsen." Ein großes Fest wurde veranstaltet; sie aßen und freuten sich, weil sie ihn sahen, denn sie wußten nicht, daß sie ihn je wieder sehen würden.

Er machte sich weiter auf den Weg und kam zu seines Vaters Stamm. Sie sahen, daß es Usikulumi war, der Sohn Uthlokothloko's. Sie berichteten es seinem Vater, indem sie sagten: „Siehe da deinen Sohn, den du in den großen Wald verstießest." Er war außerordentlich beunruhigt. Er versammelte das ganze Volk, und hieß sie ihre Waffen nehmen. Sein ganzes Volk versammelte sich. Der Vater sagte: „Laßt Usikulumi, den Sohn Uthlokothloko's, getötet werden." Usikulumi hörte es und ging hinaus. Das ganze Volk versammelte sich. Sein Vater befahl, ihn mit einem Speere zu durchbohren. Er stand innerhalb eines offenen Raumes, und sagte: „Schleudert eure Speere auf mich bis zum Äußersten." Er sagte dies, weil er fest darauf vertraute, daß er nicht sterben würde; obgleich sie ihre Speere eine lange Zeit nach ihm schleuderten, sogar bis die Sonne unterging, würde er nicht sterben. Er stand ruhig da, bis

die Sonne unterging. Sie schleuderten ihre Speere nach ihm, ohne daß sie die Macht hatten, ihn zu töten. Denn er hatte die Macht, nicht zu sterben; denn das Ungeheuer stärkte ihn, denn es wußte, daß er zu seinem Volke gehen würde, und daß sein Vater seinen Sohn nicht haben wollte; es wußte, durch seine eigene Weisheit, daß sie Usikulumi, den Sohn Uthlokothloko's, töten wollten, und gab ihm Stärke.

Sie waren unfähig, ihn mit ihren Speeren zu durchbohren. Er sagte: „Seid ihr jetzt erschöpft?" Sie sagten: „Wir sind jetzt erschöpft." Er nahm einen Speer, und durchstieß sie alle, und sie starben alle. Er nahm Besitz von dem Vieh; und zog mit seinem Heere aus jenem Lande fort mit allem Vieh. Auch seine Mutter ging mit ihm und seine Schwester, da er jetzt ein König war."

Solch ein unverwundbarer Heros ist allen Mythen der Welt eigentümlich. Wir finden ihn im griechischen Achill, im germanischen Siegfried ebenso wie im polynesischen Mani, der sich selbst in eine Taube verwandelt, seine Eltern besucht und Häuptlinge und Volk herausfordert, ihn mit Steinen zu werfen.

Aber auch wenn wir den mysteriösen Teil der Sage bei Seite lassen, werden wir Stoff zu mannigfachen, psychologisch charakteristischen Eigenschaften der Bantus finden und auch ein wahres Gemälde einiger Sitten und Gebräuche von ihnen, welche später näher auseinander gesetzt werden

sollen. Der Argwohn des Königs und seine unübertroffene Grausamkeit, welche sich so sehr in der Geschichte vieler Häuptlinge der Zulus und Matebele bestätigt findet; die List der Mutter, welche von warmer Liebe für ihren Sohn getrieben wird; die Klugheit des Sohnes, mit welcher er sich populär zu machen sucht durch Veranstaltung eines Festes, das er seinen jungen Gefährten giebt; die große Bedeutung, welche sich mit dem Besitze einer Rinderherde verknüpft; die Verteilung der Rinder nach den verschiedenen Farben, das Verlangen nach einem Geschenk für geleistete Dienste, wo möglich in Rindern; das Bestehen der Polygamie mit allen daranhängenden Übeln; — alles das sind Punkte, die wir aus dem Mythus kennen zu lernen vermögen, ohne vorher etwas von den Menschen zu wissen.

Auch hier können wir wieder die für das Studium der Mythologie interessante Thatsache beobachten, daß sie oft Vorgänge der Geschichte bestätigt, eben so wie auch freilich die Geschichte oft zur Erklärung der Mythologie herangezogen werden muß.

Bevor wir zur folgenden Mythe übergehen, dürfte es interessant sein, eine Thatsache zu erwähnen, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Benehmen des grausamen Königs in unserer Legende hat.

Der entartete Zuluhäuptling Tschaka, bekannt als der „Blutige", hatte dieselbe Gewohnheit, seine männlichen Nachkommen zu töten. Er pflegte zu leugnen, daß er einen

Sohn hätte. Als einmal eine seiner Lieblingsfrauen ihm in unbedachter Freude einen kleinen Sohn vor die Augen hielt, ergriff ihn der Unmensch bei den Beinen und verspritzte sein Hirn an einem Felsen. Im selben Augenblicke wurde die Mutter mit einem Speere durchbohrt und lag sterbend auf der Erde. (George Angas, The Kafirs Illustrated.)

d. Kammapa und Litaolane.

„Uns wurde erzählt, daß früher einmal alle Menschen zu Grunde gingen. Ein ungeheuerliches Tier, Kammapa mit Namen, verschlang sie alle, groß und klein. Es war ein schreckenerregendes Geschöpf; die Entfernung von einem Ende seines Körpers zum anderen war so bedeutend, daß selbst das schärfste Auge es kaum auf einmal übersehen konnte. Nur ein Weib blieb auf Erden übrig, das der Wildheit Kammapa's entging, indem es sich sorgfältig vor ihm verbarg. Diese Frau empfing einen Sohn und brachte ihn in einem alten Stalle zur Welt. Sie war überaus überrascht, als sie bei näherer Besichtigung des Kindes fand, daß sein Hals mit einem Halsband von bezauberndem Schmucke geziert war. „Da das so ist", sagte sie, „soll sein Name Litaolane oder der Bezauberer sein. Armes Kind! In was für einer Zeit ist es geboren! Wie wird es ihm möglich sein, dem Kammapa zu entgehen! Was kann ihm sein Schmuck nützen?" Während sie so sprach, las sie ein wenig Stroh auf, um für ihr Kind ein Lager

herzurichten. Als sie den Stall wieder betrat, war sie starr vor Überraschung und Schrecken; das Kind hatte bereits die Größe eines ausgewachsenen Mannes erreicht und sprach Worte voll Weisheit. Er trat dann ins Freie und war erstaunt über die Einsamkeit, die um ihn herum herrschte. „Mutter", sagte er, „wo sind die Menschen? Ist kein anderer außer dir und mir auf der Erde?" „Mein Kind", erwiederte die Frau zitternd, „noch vor kurzer Zeit waren die Thäler und Berge mit Menschen bedeckt; aber das Untier, dessen Stimme die Felsen zittern läßt, hat sie alle verschlungen." „Wo hält sich dieses Untier auf?" „Dort ist es, nahe bei uns." Litaolane nahm ein Messer und ging, taub gegen die flehenden Bitten seiner Mutter, um den Verschlinger der Welt anzugreifen. Kammapa öffnete seinen schrecklichen Rachen und verschlang ihn; aber das Kind des Weibes war nicht tot, er betrat, mit seinem Messer bewaffnet, den Magen des Ungeheuers und zerschnitt seine Eingeweide. Kammapa brüllte fürchterlich und brach zusammen. Sofort begann Litaolane, sich einen Ausweg zu öffnen, aber die Spitze seines Messers ließ Tausende von menschlichen Wesen aufschreien, die mit ihm lebendig begraben waren. Zahllose Stimmen ließen sich von allen Seiten vernehmen, die ihm zuriefen: „Nimm dich in Acht, du durchbohrst uns." Es gelang ihm jedoch, eine Öffnung zu machen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus dem Bauche Kammapa's herauskamen. Die vom Tode

befreiten Menschen sprachen untereinander: „Wer ist der Mann, der, vom Weibe geboren, nie die Spiele der Kindheit erfahren hat? Woher kommt er? Er ist ein Ungeheuer, kein Mensch. Er kann mit uns nichts gemein haben; laßt uns ihn zwingen, von der Erde zu verschwinden.“ Bei diesen Worten machten sie eine tiefe Grube, deckten ein wenig Rasen darüber und richteten darauf einen Sitz her; dann lief ein Bote zu Litaolane und meldete ihm: „Die Ältesten deines Volkes sind versammelt und wünschen, daß du kommst und in ihrer Mitte Platz nimmst.“ Das Kind des Weibes kam, aber als er dem Sitze nahe war, stieß er schlauerweise einen seiner Gegner darauf, der augenblicklich für immer verschwand. Darauf sprachen die Menschen untereinander: „Litaolane ist gewohnt, im Sonnenschein bei einem Binsenhaufen zu ruhen; wir wollen einen bewaffneten Krieger in den Binsen verstecken.“ Dieser Anschlag gelang nicht besser als der frühere. Litaolane wußte alles; und seine Weisheit machte stets die Bosheit seiner Verfolger zu Schanden. Mehre von ihnen fielen, als sie sich bemühten, ihn in ein großes Feuer zu werfen, selbst hinein. Als er eines Tages heiß verfolgt wurde, kam er an das Ufer eines tiefen Flusses und verwandelte sich in einen Stein. Seine Feinde, überrascht ihn nicht zu finden, ergriffen den Stein und warfen ihn auf die andere Seite hinüber, wobei sie sagten: „Damit möchten wir ihm das Haupt zerbrechen, wenn wir ihn

auf der anderen Seite sehen würden." Der Stein wurde wieder zum Manne; und Litaolane lächelte furchtlos über seine Gegner, die, unfähig ihn zu erreichen, ihrer Wut in Geschrei und drohenden Bewegungen Luft machten."

Wir haben diese Basutosage hier angeführt, weil es uns nicht unwahrscheinlich dünkt, daß sie auf einer gewissen geschichtlichen Grundlage beruht, welche der heiligen Geschichte entnommen ist, und deren Spuren möglicherweise auf das erste Auftreten der Portugiesen zurückzuführen sind. Sollte sich dies bestätigen, so würden wir einen Beleg dafür erblicken, wie derartige Thatsachen zum Zwecke der Mythenbildung benutzt werden. Kammapa ist kein außergewöhnlicheres Ungeheuer als andere dem Satan zugeschriebene Erscheinungsformen. Das Kind, welches von dem einsamen Weibe geboren wird, hat einigermaßen ähnliche Bedeutung wie der Heiland. Wir finden in unserer Erzählung wieder seine Geburt in einem Stalle, seine frühe Weisheit, seine wunderbare Kraft und sein Leiden. Die heutigen Eingeborenen sagen, daß sie keine Auslegung dieser seltsamen Sage geben können.

e. Die Ermordung Maciloniane's.

(Casalis, Les Basutos. S. 339—343).

„Zwei Brüder verließen die Hütte ihres Vaters, um reich zu werden. Der älteste hieß Macilo und der jüngste Maciloniane. Nach einigen Nachtlagern gelangten sie an eine Stelle, wo zwei Straßen vor ihnen lagen, von denen

die eine nach Osten, die andere nach Westen führte. Die Straße in der Richtung nach der aufgehenden Sonne hin war mit Fährten von Rindvieh bedeckt, während auf der anderen nur die Fußtapfen von Hunden zu erblicken waren. Macilo wählte die letztere, während sein Bruder die entgegengesetzte Richtung einschlug. Nach einigen Tagen gelangte Maciloniane an einen Hügel, der einst bewohnt gewesen war, und war hoch erstaunt, dort zahlreiche Töpfe zu finden, bei denen das Oberste nach unten gekehrt war. Es fiel ihm ein, sie wieder umzudrehen, um zu sehen, ob vielleicht irgend ein Schatz darunter verborgen wäre. Er hatte bereits eine große Zahl in die Höhe gekehrt, als er an einen Topf von ungeheurer Größe gelangte. Maciloniane stieß heftig gegen ihn, aber der Topf blieb unbeweglich; der junge Reisende verdoppelte seine Anstrengungen, aber ohne Erfolg. Zweimal war er gezwungen abzulassen, um seinen Gürtel zu befestigen, der zerrissen war; der Topf schien im Boden Wurzel geschlagen zu haben. Mit einem Male gab er, wie durch Zauberei, einem ganz leichten Anstoß nach, und ein ungeheurer Mann stellte sich den Blicken Maciloniane's dar, der entsetzt zurückschrak. „Warum störst du mich," fragte dies unbekannte Wesen mit rauher Stimme, „während ich damit beschäftigt bin, meinen Ocker zu zerstoßen?" Maciloniane schaute ihn aufmerksam an und bemerkte mit Schrecken, daß eins seiner Beine so groß wie ein Baumstamm war, während das andere die gewöhnliche

Länge hatte. „Zur Strafe bist du verurteilt, mich zu tragen", fuhr der Unbekannte fort. Im selben Augenblick sprang er auf den Rücken des armen Burschen, der wankte, dann einige Schritte vorwärts machte, wieder wankte und niederfiel, da er fühlte, daß seine Kraft unter dem Gewicht des schrecklichen Ungeheuers erlahmte. Der Anblick eines Wildes jedoch, das sich in der Ferne zeigte, gab ihm eine Möglichkeit des Entkommens ein. „Mein Vater", sagte er mit zitternder Stimme, „setze dich einen Augenblick auf den Boden. Ich kann dich nicht tragen, weil ich nichts habe, um dich auf meinem Rücken zu befestigen. Ich will gehen und ein Caama töten, und wir wollen dann aus seiner Haut Riemen machen." Seine Bitte wurde gewährt und er entfernte sich mit seinen Hunden. Nachdem er eine große Strecke gelaufen war, verbarg er sich im Winkel einer Höhle. Langbein, müde auf die Rückkehr Macilonianes zu warten, machte sich zu seiner Verfolgung auf, wobei er sorgfältig den Spuren des Flüchtlings im Sande folgte. Er machte einen Schritt, wobei er sagte: „Das ist der kleine Fuß Maciloniane's, das ist der kleine Fuß meines Kindes." Er machte einen zweiten Schritt und sagte: „Das ist der kleine Fuß Maciloniane's, das ist der kleine Fuß meines Kindes." Während er weiter ging, wiederholte er beständig dieselben Worte, die vom Winde weiter getragen wurden. Maciloniane hörte sein Kommen, er fühlte, wie die Erde unter seiner Last zitterte. In Verzweiflung kam er aus der

Höhle hervor, rief seinen Hunden und hetzte sie gegen seinen Feind mit den Worten: „Tötet ihn, zerreißt ihn ganz; nur laßt sein großes Bein für mich übrig.“ Die Hunde gehorchten, und ihr Herr näherte sich bald ohne Furcht dem außerordentlichen Gliede. Er hieb es mit seiner Axt auf und eine ungeheure Herde von Kühen von prächtigem Ansehen kam heraus. Unter ihnen war eine so weiß wie ein mit Schnee bedeckter Hügel. Freudetrunken trieb Macilonianе das Vieh vor sich her und schlug den Weg ein, der nach seines Vaters Hütte führte.

Macilo kehrte seinerseits mit einer Koppel Hunde als Frucht seines Zuges zurück. Die beiden Brüder trafen sich an der Stelle, wo sie sich getrennt hatten. Der jüngere sagte, da er sich für den Glücklicheren hielt, zum älteren: „Nimm so viel von meinem Vieh, als du magst; nur wisse, daß die weiße Kuh keinem anderen als mir gehören kann.“ Macilo begehrte leidenschaftlich darnach; er bat wiederholt, daß sie ihm gegeben werden möchte; aber seine Bitten waren fruchtlos. Die Reisenden übernachteten zweimal, und am dritten Tage kamen sie an eine Quelle. „Laß uns Halt machen“, sagte Macilo, „ich bin vor Durst erschöpft: laß uns ein tiefes Loch graben und einen kleinen Strom Wassers hineinleiten, damit es kalt werden kann.“ Als diese Arbeit vollbracht war, ging er zum benachbarten Berge, um einen großen, flachen Stein zu holen, den er über das Loch legte, um das Wasser vor den Sonnen-

strahlen zu schützen. Als das Wasser kühl genug war, trank Macilo und ergriff, als er sah, wie sein Bruder sich über das Loch beugte, um seinerseits den Durst zu stillen, ihn beim Haar und hielt seinen Kopf unter Wasser, bis er tot war. Hierauf entleerte er die Grube, begrub den Leichnam darin und deckte sie wieder mit dem Steine zu. Als er so Herr der gesamten Herde geworden war, machte sich der Mörder auf den Weg, wobei er seine Augen auf den Boden geheftet hielt. Er hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als ein kleiner Vogel geflogen kam, sich auf das Horn der weißen Kuh niederließ und mit schüchterner und klagender Stimme sprach: „Tsiri! Tsiri! Macilo hat Maciloniane getötet wegen seiner weißen Kuh, die ihm so sehr gefallen hatte!“ Höchlichst überrascht warf der Mörder einen Stein nach dem Vogel, tötete ihn und schleuderte ihn fort; aber kaum hatte er seinen Marsch wieder aufgenommen, als er abermals den kleinen Sänger auf dem Horne der weißen Kuh bemerkte und ihn sagen hörte: „Tsiri! Tsiri! Macilo hat Maciloniane getötet wegen seiner weißen Kuh, die ihm so sehr gefallen hatte!“ Ein anderer Stein wurde geworfen, der Vogel wurde zum zweiten Male getötet und mit einem Knüttel zermalmt, bis keine Spur von ihm übrig blieb. In einiger Entfernung jedoch erschien er von neuem auf dem Horn und wiederholte abermals: „Tsiri! Tsiri! Macilo hat Maciloniane getötet wegen seiner weißen Kuh, die ihm so sehr gefallen hatte!“

„Zauberer!“ rief der Verbrecher voll Wut, „willst du Ruhe halten?“ Er schlug den Vogel durch einen Seitenhieb mit seinem Stocke nieder, zündete ein Feuer an, verbrannte ihn und streute seine Asche in den Wind. In der Hoffnung, das Wundertier werde nicht wieder erscheinen, betrat Macilo stolz sein Heimatdorf, und alle Einwohner scharten sich zusammen, um die reiche Beute anzuschauen, die er mit sich brachte. Sie rufen ihm von allen Seiten zu: „Wo ist Maciloniane?“ Er erwiederte: „Ich weiß nicht, wir nahmen nicht denselben Weg.“ Die neugierige Menge umringt die weiße Kuh. „O, wie schön ist sie!“ sagen sie; „wie zart ist ihre Haut! wie rein ihre Farbe! Glücklich der Mann, der sie besitzt!“ Mit einem Male tritt vollkommene Stille ein. Ein kleiner Vogel hat sich auf dem Horn des Tieres, das sie bewundern, niedergelassen und hat gesprochen! „Wie!“ fragen sie voll Schrecken, „kann er gesprochen haben? Unmöglich! Laßt uns wieder horchen!“ „Tsiri! Tsiri! Macilo hat Maciloniane getötet wegen seiner weißen Kuh, die ihm so sehr gefallen hatte!“ „Was! Macilo hat seinen Bruder getötet?“ Die Menge zerstreut sich, von Grausen erfüllt und unfähig, über das, was sie gehört und gesehen, Rechenschaft zu geben. Während dieses Augenblickes der Verwirrung findet der kleine Vogel die Schwester des Opfers und sagt ihr: „Ich bin das Herz Maciloniane's; Macilo hat mich ermordet; mein Körper liegt bei der Quelle in der Wüste!““

Diese den Basutos angehörige Erzählung erscheint trotz ihrer Länge bei weitem nicht so eintönig wie die meisten bei den Zulus anzutreffenden Geschichten derselben Gattung. Sowohl in den Legenden als in der Geschichte, den Beschäftigungsarten, Sitten, Gebräuchen und Regierungsformen der verschiedenen Bantustämme herrscht eine auffällige Ähnlichkeit. So findet sich auch bei den Zulus eine mit der eben angeführten in den Grundzügen übereinstimmende Geschichte. Es wird von einem zuverlässigen Gewährsmann behauptet, daß ein Kaffermissionär, der von Lovedale nach dem Nyassasee reiste, viele derselben Mythen, Geschichten und Kinderspiele bei der dortigen Bevölkerung antraf, die er bereits von seinem Heimatlande her kannte.

Um auf unsere Erzählung zurückzukommen, so sind die Söhne, welche das väterliche Haus verlassen, um Reichtümern nachzujagen, eine der gewöhnlichsten Erscheinungen im Leben der Eingeborenen. Ein Ochse oder eine Kuh, besonders solche von ungewöhnlicher Farbe, sind die größte Belohnung, die dem unzivilisierten Bantu verliehen werden kann. Es ist eine unumgängliche Notwendigkeit für einen jungen Mann, Vieh zu besitzen, ehe er daran denken kann, ein Weib zu erstehen.

Ein anderer Punkt, der hier zur Erscheinung kommt, ist der Glaube an das Dasein von Geistern der Verstorbenen und an die Vergeltung, welche dem Verbrecher auf dem Fuße folgt. Wir werden später Gelegenheit haben,

von dem allgemeinen Glauben an die Geisterwelt und ihrem Einflusse auf die Lebenden zu sprechen.

f. Umkxakaza — Wakogingqwayo.

(Callaway, Nursery Tales. Bd. I. S. 181 ff).

„Es war einmal ein König; der hatte eine Tochter; ihr Name war Umkxakaza — wakogingqwayo (Rassler mit Waffen von dem Platze des Zusammenrollens der Erschlagenen). Dieser Name wurde ihr gegeben, weil ein Heer auszog, um mit rasselnden Waffen eine Schlacht zu schlagen, und so wurde sie Umkxakaza genannt; und weiter wurde der Name Wakogingqwayo gegeben, weil das Heer sehr viele Männer tötete, und als diese auf dem Boden zusammengerollt wurden, wurde sie Wakogingqwayo genannt. Wiederum hatte er eine andere Tochter; sie wurde Ubalatusi genannt (die Messingfarbene), weil sie ähnlich wie Messing aussah.

Als Umkxakaza heranwuchs, sagte ihr Vater: „Siehe, an dem Tage, wo du mannbar geworden bist, soll viel Vieh gesammelt werden zu dem Zwecke, um dich nach Hause zu bringen; denn das Vieh, das zu dir hingebracht werden wird, soll mit der Spitze des Speeres genommen werden, und Einfälle sollen in entfernte Länder gemacht werden, und wenn es kommt, wird es die Sonne verdunkeln."

Schließlich gelangte sie zur Reife. Als sie sich mit anderen auf dem offenen Lande befand, sagte sie zu ihnen:

„Ich bin mannbar.“ Die Jungfrauen freuten sich und liefen in alle Dörfer, wo sie anderen Jungfrauen riefen; diese kamen und blieben bei ihr; dann verließen sie sie wieder und gingen nach Hause, um das ganze Dorf zu plündern.

Aber die Stadt war unermeßlich groß; denn die Reihen ihrer Häuser waren nicht zu zählen, denn wenn ein Mann, der in der Mitte des Viehgeheges stand, laut rief, konnten Leute, die an der Seite standen, nicht hören, daß da jemand in dem Viehgehege rief; denn ein Mann, der auf der Spitze eines Hügels stände, würde sagen, daß es viele Dörfer wären, obgleich es in Wirklichkeit nur eins war.

Die Jungfrauen kehrten zu Umkzakaza zurück. Die Leute zu Hause wunderten sich, als sie die Jungfrauen zum Plündern kommen sahen; sie schrien: „Des Königs Kind ist mannbar.“ Der König wählte zwanzig Stück Vieh, um auszugehen und sie von dem offenen Lande zurückzubringen. Aber Umkzakaza sagte: „Ich sehe nichts.“ Sie wurden wieder nach Hause gebracht. Darauf wählte der Vater vierzig; sie gingen mit ihnen zu Umkzakaza; Umkzakaza sagte: „Ich sehe nichts.“ Sie gingen wieder nach Hause. Ihr Vater wählte hundert und sagte: „Geht mit ihnen.“ Sie gingen mit ihnen zu Umkzakaza. Umkzakaza sagte: „Da ist die Kugel der Sonne.“ Sie kehrten nach Hause zurück. — — — — —

Ein Heer wurde ausgehoben; es zog aus, um fremde

Völker ihres Viehes zu berauben und kehrte damit zurück. Die Beute wurde vor Umkxakaza gebracht. Sie genügte ihr nicht, und deswegen wurde ein zweites Heer ausgesandt, das mit erheblich größerer zurückkehrte. Da sagte Umkxakaza: „Siehe, da ist das Vieh, das die Sonne verdunkelt.“ So begaben sie sich wieder nach Hause. Bei ihrer Ankunft war der Umgonqo bereits vollendet und der Incapa auf dem Boden ausgebreitet. Sie betrat den Umgonqo mit den Jungfrauen und blieb dort.“

Aus dieser Geschichte sehen wir die bei den Bantus verbreitete Gewohnheit, ihre Kinder nach Umständen zu benennen, die mit deren Geburt verbunden sind. Diese mögen, wie im vorliegenden Falle, aus einer historischen Verbindung bestehen oder aus der Ähnlichkeit der Hautfarbe mit einem Metall. Ein Kind mit großem Kopf oder langen Beinen oder ähnlichen Kennzeichen wird dem entsprechend benannt. Oder die Mutter knüpft besondere Hoffnungen an die Zukunft ihres Sohnes und nennt ihn „den Vater von vielen“, „den Krieger“, „den Jäger“, und so fort. Ein Kind, das geboren wird, während seine Eltern unterwegs sind, erhält den Namen Ntutu, Gepäck; ein anderes, das in unruhigen Zeiten das Leben erblickt, Likeleli, Thränen. Das Kind behält diesen Namen gewöhnlich bis zur Zeit der Beschneidung und wählt sich dann selbst einen andern, seinem Geschmacke oder Aussichten entsprechenden. Mosheſh, einer der berühmtesten

Basutohäuptlinge, hieß ursprünglich Lepoko, Streit, weil er in einer Zeit innerer Streitigkeiten geboren wurde. Nach der Beschneidung nahm er den Namen Tlaputle, der Geschäftige, an wegen seiner Thatkraft. Schließlich, als er die Oberherrschaft über alle Häuptlinge im Lande erlangt hatte, nannte er sich Moshesh, der Scherer, damit ausdrückend, daß er die Bärte aller seiner Nebenbuhler geschoren hatte. (Vgl. Jesaias 7, 20).

Die Stelle in der Legende über das Alter der Reife der Königstochter ist von Interesse. Wir haben hier eine Zeremonie, die mit dem Eintritt in das Frauenalter verbunden ist und bei den einzelnen Stämmen in verschiedener Weise durchgeführt wird. Das junge Mädchen begiebt sich auf das Land hinaus, und seine Gespielinnen eilen in den Kraal und plündern, was sie nur finden können. Es ist ein bevorrechteter Tag für das weibliche Geschlecht, das sonst in engen Schranken gehalten wird. Sie eilen sogar in den Viehpferch, von dem sie unter gewöhnlichen Umständen vollkommen ausgeschlossen sind, legen Hand an einen bevorzugten Ochsen oder Kuh und verlangen das Tier zum Schlachten für das bevorstehende Fest. Die Tochter wird vom Felde zurückgeholt vermittelst einiger Stück Vieh, die ihr vorgeführt und dann geschlachtet werden unter Tanz und Schmauserei, wozu viele eingeladen werden. Die Tochter wird in eine besondere Hütte gebracht, der Umgongo unserer Erzählung, wo sie tage-, oft

auch wochenlang bleibt. Nur Frauen dürfen sie dort aufsuchen, auch darf sie während dieser Zeit keine Milch trinken. Sobald die Zeit ihrer Trennung verstrichen ist, begiebt sie sich gegen Abend, von ihren Genossinnen begleitet, hinaus und verscharrt die Gabel, mit der sie während der Zeit ihrer Einschließung aß, unter die Erde. Am folgenden Tage gilt sie als Intombi; sie hat jetzt das Frauenalter erreicht und ist heiratsfähig. Dieser Brauch, welcher der bei den Männer üblichen Beschneidung entspricht, wird mit endlosen Unsittlichkeiten abgeschlossen.

Eine Sitte, die jetzt nicht mehr so häufig in dem Gebiet der Eingeborenen innerhalb Südafrikas vorkommt, wird mit den folgenden Worten dargestellt: „Ein Heer wurde ausgehoben; es zog aus, um fremde Völker ihres Viehs zu berauben.“ Vor noch nicht gar so vielen Jahren pflegte dies jedoch häufiger vorzukommen. Die Erbeutung von Vieh war der hauptsächliche Beweggrund zum Kampf. Ein Häuptling, der sich einem schwächeren Stamme überlegen fühlte, pflegte einfach seine Leute zu sammeln und sie zur Beraubung seiner Nachbarn auszusenden, wobei jeder getötet wurde, der Widerstand zu leisten wagte. Ihre Geschichte ist voll von Beispielen dieser Art. Dr. Moffat berichtet, wie einst die Soldaten Moselekatse's, des gefürchteten Tyrannen des Nordens, zu ihrem Herrscher kamen und baten: „Gestatte uns, o König der Himmel, neue Schilde zu erlangen!“ Das bedeutet in ihrer bilderreichen Sprache,

er möge ihnen erlauben, einen fremden Kraal anzugreifen, um neue Beute davonzutragen.

Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Umgongo führen wir hier die eigenen Worte eines Eingeborenen über diesen Gegenstand an.

„Sodann zu der Zeit, wo das Fest der Erstlinge herannaht, das ist, wenn sie im Begriff sind, neue Frucht zu essen, essen jene jungen Männer, die von den Jungfrauen geliebt werden, nicht eher neue Frucht, bevor sie ihnen nicht davon Kenntnis gegeben haben, und eine Jungfrau kann nicht neue Frucht essen, bevor sie nicht ihrer Anführerin davon Kenntnis gegeben hat, und sie darf es ihrem Geliebten nicht eher erzählen, als bis sie es zuerst dem Mädchenkönig erzählt hat. Sie geben nicht nur mit dem Munde Kenntnis, sondern auch mit irgend einem Geschenk, indem sie sagen: „Hier ißt mein Geschenk, wodurch ich Kenntnis gebe, daß ich im Begriff bin, neue Frucht zu essen. Wundere dich nicht; ich esse sie jetzt.“ Wenn sie ißt, ohne Kenntnis gegeben zu haben, hat sie eine Beleidigung gegen den Mädchenkönig begangen; sie wird bestraft und alles wird ihr verboten, was ihr erlaubt sein würde, wenn sie gewartet hätte. Weil sie nicht wartete, wird sie dadurch gequält, daß allen ihren Wünschen in den Weg getreten wird.

Wenn junge Männer zu dem Umgongo kommen, wo die Zeremonien der Geschlechtsreife vollzogen werden, — denn wenn eine Jungfrau mannbar ist, wird die unflätige

Gewohnheit von allen jungen Leuten ausgeübt, daß sie zusammen nach dem Umgonqo gehen, wo die Zeremonien der Geschlechtsreife vollzogen werden; die Unflätigkeit besteht darin, daß es bekannt ist, daß das Haus, wo eine Jungfrau den Zeremonien der Geschlechtsreife unterworfen wird, jetzt ein Haus von Liebhabern und Jungfrauen ist, wo alles mögliche Schlechte gesprochen werden wird; Schamhaftigkeit ist dann zu Ende, und alle abscheulichen Dinge werden erwähnt, gerade als ob die Reife eines jungen Weibes alle befreie von jeder Anstrengung, sich sittsam zu benehmen in Bezug auf Dinge, die nicht offen erwähnt werden sollten, und wobei ein Mann, der sie beim Namen nannte, als wahnsinnig betrachtet werden würde. Dort nun im Umgonqo werden alle Leute wahnsinnig; denn es ist keiner von Ansehen dort, der sagen könnte: „Erwähnt solche Dinge nicht." Nein, es ist bekannt, daß es ein Tag der Unflätigkeit ist, während dessen alles gethan werden darf nach dem Herzenswunsch derjenigen, die sich um den Umgonqo herum sammeln. So kommen dann zur gleichen Zeit desselben Tages junge Männer aus allen Teilen herbei, und das Haus ist zu klein, um sie aufzunehmen; sie werden gehindert einzutreten, bis sie ein Geschenk gemacht haben; wenn ein Mädchenkönig da ist, bestimmt diese, was die Thür öffnen soll; wenn das Geschenk gering ist, verwirft sie es; und so wird ein höheres Angebot gemacht. Die Frau, welche in dem Umgonqo schläft, weigert sich hin-

auszugehen und vertritt den jungen Männern den Weg, und sie werden auch von den anderen Jungfrauen am Eintritte gehindert, bis sie sie durch ein Geschenk zum Hinausgehen bewegen; so geht sie hinaus, und die jungen Leute bleiben allein und belustigen sich in jeder Hinsicht nach ihrem eigenen Gefallen. So ist also die Einrichtung des Umgongo".

Neben dieser Erklärung des Umgongo finden wir hier das Fest der Erstlinge erwähnt, das bei den Zulus wie auch noch bei andern vorkommt. Das Fest findet im Januar statt, wenn die Ernte eingesammelt werden soll. Das Volk versammelt sich in Scharen beim Kraal des Königs an einem bestimmten Tage, bildet einen Halbkreis und der König zerbricht dann unter Feierlichkeiten einen „Kalabash", eine symbolische Darstellung der Thatsache, daß jetzt die reife, junge Frucht des Feldes gebrochen und gegessen werden kann.

Keiner darf die Erzeugnisse der Jahreszeit vor Eröffnung dieses Festes genießen. Angas berichtet, daß Tschaka, der Blutige, am Tage dieses Festes genau bei Sonnenaufgang aus seiner Hütte zu kommen pflegte, in Gegenwart der versammelten Tausende einige Male ausspie, gewissermaßen der Sonne ins Gesicht, zum Zeichen seiner Verachtung, und dann in seinen Harem zurückkehrte, während die vor ihm in Anbetung hingesunkene Menge ausrief: „Ga ba a ente! Gepriesen sei sein Name!"

g. Die Frau und der Vogel.

(Callaway, Nursery Tales. Bd. I. S. 99 ff).

„Diejenigen, welche mit Altweibergeschichten bekannt sind, erzählen, daß einst große Hungersnot herrschte und außerdem gar kein Vieh vorhanden war. Eine Frau ging aus, um im Garten zu graben; und da kam ein Vogel, der Umwemwe (Bachstelze) heißt. Die Frau grub und ging wieder nach Haus. Am Morgen ging sie wieder aus, um zu graben. Der frische Boden, den sie gestern umgegraben hatte, war nicht mehr zu sehen; sie kam an dem Platze an, und er war ebenso wie das Gras. Sie sagte: „Wo ist der Boden, den ich gestern umgrub?" indem sie mit sich selbst sprach. Sie grub wieder zum zweiten Male. Während sie grub, kam der Vogel und saß auf einem Baum vor ihr, und sagte: „Tschiyo, tschiyo, tschiyo! Dies ist das Land meines Vaters, dessen Bebauung zuzulassen ich mich stets geweigert habe. Kleine Schollen, wendet euch wieder zurück! Kleine Samen, zerstreut euch nach allen Richtungen! Kleine Spitzhaue, spring in Stücke!""

Worauf wir hier die Aufmerksamkeit lenken möchten, ist die Thatsache, daß bei den Bantus in der Regel die Frauen die Arbeiten des Landbaues zu verrichten haben; bei einigen Stämmen freilich in höherem Grade als bei anderen. Die jungen Mädchen werden, sobald sie das Frauenalter erreicht haben, mit aufs Feld hinausgenommen

und unter der Oberaufsicht von älteren gelehrt, den Boden zu bebauen. Während dieser Zeit werden sie bisweilen grausam geschlagen, um sie fürs Leben abzuhärten. Die Männer fechten, jagen und beaufsichtigen das Vieh, während die Frauen, die den Viehpferch nicht einmal betreten dürfen, alle übrige Arbeit verrichten müssen, sowie ihre Gatten mit Speise und Trank versorgen, was nicht geringe Anforderungen an ihre Arbeitskraft stellt.

In den Legenden aller Völker wird den Vögeln eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Mit abergläubischem Schrecken betrachten die Bantus die Bewegungen der Krähe und des Raben, während kleine Vögel, wie zum Beispiel die Bachstelze, Boten der Warnung und Unterweisung sind. In dieser Erzählung läßt man wie in manchen anderen die Vögel sprechend auftreten, und einige unter den Bantus behaupten, daß sie die Sprache der Vögel auszulegen vermögen.

Der Rev. Dr. Callaway berichtet von dem Bruder eines seiner eingeborenen Lehrer, der die Fähigkeit besitzen sollte, die Sprache der Vögel zu verstehen. Er wurde, wie er selbst sagt, nicht mit dieser Fähigkeit geboren, sondern sie zeigte sich erst nach einem Streite mit einem Leoparden, der den größten Teil eines Tages anhielt. Seine Freunde meinten, er sei von den Geistern zu einem Zauberer oder Doktor erwählt worden, und schrieben die Thatsache, daß er diese Würde nicht erlangt habe, einem Streite zu zwischen

den Geistern seines eigenen Hauses und denjenigen seiner mütterlichen Oheime, von denen die letzteren ihm die Fähigkeit zu verleihen wünschten, die ersteren aber widerstrebten; so sei er nur ein Weiser und Traumdeuter geworden, „halben Weges zwischen dem Zaubern und Nichtzaubern".

h. Die Tauben sagen die Geburt Unthlatu's voraus.

(Callaway, Nursery Tales. Bd. I. S. 66 ff).

„Die Geburt Unthlatu's. Er wurde geboren in Übereinstimmung mit der Prophezeiung von Tauben; zwei kamen zu der Mutter; die eine sagte: „Vukutu." Die andere sagte: „Warum sagst du Vukutu, da sie doch keine Kinder hat?" Die andere sagte: „Vukutu; woher weißt du, daß sie keine Kinder hat?" So sagte die Mutter: „Sie ist im Rechte; ich habe keine Kinder." Die andere sagte: „Vukutu; was willst du uns geben, wenn wir dir sagen, daß du ein Kind bekommen sollst?" Sie brachte alles heraus, was sie hatte; sie ließ nicht ein einziges Stück zurück, denn sie sehnte sich nach einem Kinde. Sie lehnten es ab, indem sie sagten: „Wir mögen das alles nicht. Hast du nicht ein Gefäß voll Rizinusbeeren?" Sie sagte: „Es ist ein Topf mit Beeren da." Sie sagten: „Bringe ihn her." So nahm sie ihn und ging damit hinaus und zerschlug ihn draußen; die Beeren wurden zerstreut; sie aßen sie sämtlich auf. Sie sagten: „Wende deinen Rücken uns zu." Sie schröpften sie an zwei Stellen ihrer Lenden

und sagten: „Du wirst jetzt ein Kind bekommen.“ So flogen sie fort; und sie kehrte nach Hause zurück. So wurde sie schwanger. Und als sie schwanger wurde, war sie hocherfreut; denn sie war lange Zeit ein Weib ohne irgend welches Ansehen gewesen, weil man ihr ihre Unfruchtbarkeit zum Vorwurf machte; aber die anderen Weiber gebaren, indem sie Krähen zur Welt brachten; aber diese Krähen verursachten viel Unruhe im Hause Unthlatu's, dadurch, daß sie die Asche zerstreuten; schließlich wurde es aus dem oberen Teile des Kraals entfernt und in die Nähe des Eingangs gestellt, weil sie ein Weib ohne Ansehen war. Sie hatte ihren Platz am oberen Teile des Kraals, weil sie die Königin war; sie war auch die Tochter eines großen Königs; aber weil sie keine Kinder hatte, wurde von ihrer Königinschaft weniger und weniger gesprochen; aus diesem Grunde wurde das Haus entfernt.“

Unthlatu, ein sehr hübsches Kind, wird geboren und die Mutter versteckt ihn aus Furcht vor der Eifersucht der anderen Frauen. Als der Sohn aufwächst, macht er sich heimlich allein davon, und seine Mutter, die seinen Aufenthalt gleichfalls nicht kennt, läßt eine Hütte für ihn bauen, in der Hoffnung, daß er bald zurückkehrt. Jeden Tag bringt sie Bier und Fleisch hinein und findet stets ein wenig davon verzehrt, ohne doch irgend jemand bemerken zu können. Junge Mädchen kommen, die nach einer Heirat mit Unthlatu verlangen, finden ihn aber

nicht; endlich wird er durch eine besonders schöne Jungfrau entdeckt.

In dieser Erzählung sehen wir die Tauben, mit menschlicher Sprache und übernatürlicher Kraft begabt, als Überbringer guter Nachrichten.

Mit dem Ausdrucke „Vukutu" wollen die Eingeborenen das Girren der Tauben wiedergeben, ebenso wie wir in der vorhergehenden Geschichte „Tschiyo" als Nachahmung der Töne der Bachstelze gefunden haben. Überhaupt finden wir viele onomatopoetische Bezeichnungen in der Sprache der Bantus.

So ist zum Beispiel „Khla" ein Wort, das sie gebrauchen, um den beim Ausziehen des Stöpsels einer Kalabasse entstehenden Laut wiederzugeben, wie „Puhlu, Puhlu, Puhlu" für das beim Ausgießen dicker Milch aus der Kanne vorkommende Geräusch.

In unserer Erzählung sehen wir ferner, daß bei den Bantus eine unfruchtbare Frau scheel angesehen wird.

Im vorliegenden Falle stammt die Frau aus königlichem Blute und ihre Hütte steht anfänglich an einem Ehrenplatze des Kraals, aber wegen ihrer Unfruchtbarkeit wird sie später an eine weniger hervorragende Stelle gebracht. Jede Frau von den vielen des einzelnen Mannes hat ihre eigene Hütte oder Haus. Sie ist das Eigentum ihres Gatten, das er in Vieh bezahlt hat und mit dem er nach seinem Belieben verfahren kann, wie mit jedem anderen Stück seines Besitztums.

Unfruchtbarkeit ist der einzige Scheidungsgrund, der nicht den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen unterliegt. Wenn ein Gatte seiner ersten Frau zugethan bleibt, obgleich sie unfruchtbar ist, so sorgt die Frau für eine Stellvertreterin, in der Hoffnung, durch diese die Kinder zu erlangen, welche die Natur ihr selbst versagt hat.

Das folgende Stück einer Bantuerzählung soll dazu dienen, vollständiger, als es bisher geschehen ist, den diesem Volke eigentümlichen Stil wiederzugeben, der in der beständigen Wiederholung derselben Ausdrücke besteht. Dies ist eine charakteristische Eigenschaft vieler Erzeugnisse ihrer Stegreifpoesie und ihrer Kriegsgesänge.

i. Des Königs Sohn und Ubongopa-kamagadhlela.

(Callaway, Nursery Tales. Bd. I. S. 221 ff).

„In weit zurückliegenden Zeiten nahm einst ein König viele Frauen. Als eine mit einem Kinde umging, wurde ein Ochse geboren. Der König sagte: „Wenn die und die gebiert, soll das Kind auf diesen Ochsen gesetzt werden.“ Der Name des Ochsen war Ubongopa-kamagadhlela. Das Kind wurde geboren und auf den Ochsen gesetzt; es blieb darauf, und schlief darauf; es legte keine Decke auf; Speise wurde ihm dorthin gereicht. Als es dunkel war, wurde das Thor des Dorfes geschlossen und die Leute begaben sich zum Schlafen in ihre Häuser; das Kind schlief auf dem Ochsen.

Des Morgens sagte das Kind:

„Ubongopa-kamagadhlela,
Ubongopa-kamagadhlela,
Wache auf jetzt; es ist Zeit, aufzuwachen;
Wache auf jetzt; es ist Zeit, aufzuwachen."
Ubongopa stand auf. Es sagte:
„Ubongopa-kamagadhlela,
Ubongopa-kamagadhlela,
Brich auf jetzt; es ist Zeit, aufzubrechen;
Brich auf jetzt; es ist Zeit, aufzubrechen."
Er ging zum Grasen; das Vieh kam auf seiner Weide an und graste. Es sagte:
„Ubongopa-kamagadhlela,
Ubongopa-kamagadhlela,
Kehre zurück jetzt; es ist Zeit, zurückzukehren:
Kehre zurück jetzt; es ist Zeit, zurückzukehren."
So kehrte er zurück; das Vieh ging wieder nach Hause. Es sagte:
„Ubongopa-kamagadhlela,
Ubongopa-kamagadhlela,
Tritt ein in den Pferch; es ist Zeit, einzutreten;
Tritt ein in den Pferch; es ist Zeit, einzutreten."
So trat er ein, und alles Vieh trat ein. Seine Nahrung wurde gebracht; es aß sie auf dem Rücken seines Ochsen. Es lebte in dieser Weise, bis es aufwuchs; unbekannt mit dem Feuer, ohne je ein Gewand getragen und den Boden betreten zu haben. Schließlich war es ein Jüngling.

Es kamen einige Diebe von einem anderen Stamme, um das Vieh zu stehlen. Sie öffneten das Thor und gingen hinein, indem sie Stöcke in den Händen trugen. Die Leute, da sie schliefen, hörten nichts. Sie schlugen das Vieh; es stand nicht auf; die Stöcke, die sie trugen, zerbrachen; und sie gingen wieder fort bei Nacht.

Am Morgen sagte er: „Wache auf, Ubongopa-kamagadh-lela. "Er wachte auf. Er sagte: „Geh zum Grasen." Er ging; und alles Vieh ging. Er hieß sie grasen; und alle grasten; sie gingen abends wieder nach Hause. Seine Nahrung wurde gebracht, und er aß sie auf dem Ochsen. Er hieß sie gehen, und sie gingen; er hieß sie essen, und sie aßen; er hieß sie zurückkehren, und sie kehrten zurück.

Am Abend wurde der Thorweg geschlossen; die Leute schlossen sich in ihre Häuser ein und schliefen. Die Diebe kamen und öffneten den Thorweg, indem sie Stöcke unter den Armen trugen; sie schlugen das Vieh; es stand nicht auf; die Stöcke zerbrachen. Sie gingen wieder bei Nacht fort. Sie unterhielten sich, als sie fortgingen, indem sie sagten: „Was ist das für eine Sache mit diesem Vieh, daß es nicht aufsteht?" Sie sagten: „Laßt uns eine große Menge von Stöcken schneiden.""

Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelingt es endlich den Dieben, den Ochsen fortzuführen; sie bringen ihn zu einem benachbarten König, wo er getötet wird. Aber sie wagen nicht, unmittelbar das Fleisch zu essen, denn sie sagen:

„Laßt uns noch etwas damit warten, den Ochsen zu rösten; laßt uns erst unsere Körper waschen, um uns von dem schlechten Omen zu befreien. Dieser Bulle hatte magische Eigenschaften; alles, was mit ihm zusammenhängt, weicht ab von dem anderen Vieh."

Die Gewohnheit, auf die hier Bezug genommen wird, ist unserer Beachtung würdig. Nachdem der Ochse mit den magischen Eigenschaften getötet worden ist, nehmen die Männer einen Reinigungsprozeß vor, ehe sie ihn verzehren; denn, sagen sie, wir müssen uns von dem schlechten Omen befreien.

Es giebt zahlreiche Fälle, in denen der Bantu sich für befleckt erachtet. Der Tod, mit allem, was ihm unmittelbar vorangeht und folgt, gilt als die höchste Befleckung. So sind die Kranken; diejenigen, welche einen Leichnam berührt oder beerdigt haben oder das Grab herstellten; diejenigen, welche, wenn auch unbewußterweise, über ein Grab schritten oder sich darauf niederließen; die nahen Verwandten eines Verstorbenen; Mörder; Krieger, welche ihre Feinde in der Schlacht töteten; die Mutter, die soeben einem Kinde das Leben gegeben hat — sämtlich unrein. Als befleckt gelten auch dem Feinde abgenommenes Vieh; Kraals, in denen eine Epidemie wütet; Stämme, die von Krieg oder anderen Mißgeschicken befallen sind; sowie Hütten, die vom Blitze getroffen wurden.

Sie haben verschiedene Weisen, sich zu reinigen, wenn

sie in dieser Weise befleckt worden sind, nämlich: durch Waschungen, wie in der vorstehenden Legende, oder durch Opferung eines Ochsen oder einer Kuh, oder durch Bespritzen mit Blut, oder durch Feuer.

k. Über den Ursprung der Menschen und vom Tode.

1. Bei den Zulus.

Unkulunkulu.

(Callaway, Religious System of the Amazulu. S. 1 ff).

„Unkulunkulu ist jetzt nicht mehr bekannt. Er war der erste Mensch; er brach ab am Anfang. Wir kennen sein Weib nicht, und die Alten sagen uns nicht, daß er ein Weib hatte. Wir hören erzählen, daß Unkulunkulu die Völker von Uthlanga abbrach. (Uthlanga ist ein Rohrdickicht.) Man erzählt, daß er ein Chamäleon aussandte; er sagte zu ihm: „Gehe, Chamäleon, gehe und sage: Laß die Menschen nicht sterben." Das Chamäleon ging aus; es ging langsam, es legte den Weg langsam zurück, und als es ging, aß es von der Frucht eines Baumes, welcher Ubukwebozane heißt.

Später schickte Unkulunkulu eine Eidechse hinter dem Chamäleon her, als dieses schon eine Weile fort war. Die Eidechse ging; sie lief und beeilte sich sehr, denn Unkulunkulu hatte gesagt: „Eidechse, wenn du angekommen bist, sage: Laß die Menschen sterben." So ging die Eidechse und

sagte: „Ich verkündige euch, man hat gesagt: Laß die Menschen sterben.“ Die Eidechse kam zu Unkulunkulu zurück, bevor das Chamäleon seine Bestimmung erreicht hatte, das Chamäleon, welches zuerst ausgesandt war, welches ausgesandt war und verkünden sollte: Laß die Menschen nicht sterben.

Später kam es an, rief aus und sagte: „Laß die Menschen nicht sterben.“ Aber die Menschen antworteten: „O, wir haben das Wort der Eidechse gehört; sie hat uns das Wort verkündet: Man hat gesagt: Laß die Menschen sterben. Wir können dein Wort nicht hören. Nach dem Wort der Eidechse werden die Menschen sterben.“

Unkulunkulu gab den Menschen Amatongo (körperlosen Geist); er gab ihnen Ärzte, um die Krankheiten zu behandeln, und Zauberer; er gab ihnen Arzeneien, um die Krankheiten zu heilen, welche Itongo verursachte. Unkulunkulu sagte: „Wenn ein Mensch krank ist und vom Itongo angegriffen ist, sollt ihr einen Ochsen töten und dem Itongo Ehren erweisen; der Mensch wird wieder gesund werden, wenn er von dem Itongo angegriffen ist.“

Er sagte: „Ihr werdet auch bei Nacht sehen, ihr werdet träumen; der Itongo wird euch sagen, was er von euch haben will.“ Er sagte: „Er wird euch sagen, welchen Ochsen er getötet haben will.““

Was die anderen Zulus über diese Sage denken.

„Wenn wir Schwarzen Unkulunkulu sagen, oder Uthlonga oder Schöpfer, so meinen wir ein und dasselbe Ding. Aber was wir sagen, hat keine Schärfe; es ist alles stumpf und einfältig. Denn da giebt es keinen unter uns Schwarzen, nicht einmal unter den Häuptlingen, welcher die Sage von Unkulunkulu so auseinandersetzen kann, daß die Wahrheit daraus klar wird, so daß auch andere Menschen verstehen, was in Wirklichkeit die Wahrheit der Sache ist. Aber unsere Kenntnis treibt uns nicht an, die Wurzeln der Sache aufzusuchen; wir machen gar nicht den Versuch, dieselben zu sehen; wenn man nur das Geringste darüber nachdenkt, giebt man es bald auf und geht zu dem über, was man mit seinen Augen sieht; und man erkennt auch nicht den wahren Zustand von dem, was man sieht.

Dieses sind also die wahren Thatsachen in Bezug auf das, was wir von Unkulunkulu wissen, von dem wir sprechen. Wir sagen, daß wir wissen, was wir mit unseren Augen sehen, aber wenn es einige giebt, die mit ihrem Inneren sehen, so können sie sofort unsere Unwissenheit in Bezug auf das offenbar machen, was wir mit unseren Augen zu sehen und auch zu begreifen vorgeben."

Diese Gedanken eines „Agnostikers" unter den Zulus sind an sich selber klar und bedeutsam genug und bedürfen keiner weiteren Erklärung; es würde interessant sein, seine

Ansicht über die Dinge mit philosophischen Schulansichten zu vergleichen; doch gestattet dies unser Raum nicht.

Die Ansicht eines anderen Eingeborenen über Unkulunkulu.

„Es entsprangen ein Mann und ein Weib. Beider Namen war Unkulunkulu. Sie entsprangen von einem Rohrdickicht, das im Wasser steht. Das Dickicht war geschaffen von Umvelinquangi. Umvelinquangi ließ Gras und Bäume wachsen; er schuf alle wilden Tiere, und Rinder, und Jagdtiere, und Schlangen, und Vögel, und Wasser, und Berge. Er schuf ein Rohrdickicht; dieses gab Dasein dem Unkulunkulu und seinem Weibe; Unkulunkulu gab Dasein dem Urmenschen."

Hier haben wir einen Mann und ein Weib, beide Unkulunkulu genannt, und beide von Umvelinquangi geschaffen, der auch der Schöpfer aller übrigen Dinge ist. Hierzu steht nun die folgende Erzählung eines anderen Eingeborenen in vollem Gegensatz.

„Die Vorfahren erzählen, daß Unkulunkulu den Menschen ihr Dasein gab, und außerdem noch jedem anderen Wesen, Haustieren und wilden Tieren. Sie sagen: Es war ein alter Mann, der diesen Dingen Dasein gab, von dem man jetzt sagt, daß dieser alte Mann der Herr ist; man sagt: es ist der Herr, welcher droben ist. Wir haben jetzt gehört, daß der Herr, welcher im Himmel ist, jedes Ding gemacht hat. Unsere Vorfahren sagen, daß Unkulunkulu ein

Urahn war, und nichts weiter; ein alter Mann, welcher Menschen das Leben gab und alle Dinge schuf."

Die Unterschiede zwischen beiden Auffassungen verschwinden, wenn wir annehmen, daß Unkulunkulu und Umvelinquangi dieselbe Person sind, für welche sie in der That auch von einzelnen gehalten werden. Diese Unbestimmtheit und Unsicherheit in Bezug auf das Wesen des großen Geistes findet man nicht nur bei den Zulus, sondern auch bei den Betschuanen und Basutos mit ihrem „Molimo" und bei den Ova-Hereros mit ihrem „Mokuru".

2. Bei den Basutos.

Privatmitteilung aus dem Lovedale Institut von Eingeborenen.

Die Basutos haben eine Legende, welche erzählt, daß Menschen und Tiere aus den Eingeweiden der Erde gekommen sind, und zwar aus einem ungeheuren Hohlraum, dessen Öffnung in einer Höhle gelegen war; und zwar waren es die Tiere, die zuerst erschienen. In einem anderen Mythus glauben sie mit den Zulus, daß die Menschen aus einem sumpfigen Orte entstanden sind, wo Rohr wuchs. Für lange Zeit lebten sie nahe bei ihrem Geburtsorte. Sie betrachteten jede Art von Feldfrucht mit Argwohn, denn sie wollten nicht Gras fressen, gleich den Tieren, sondern nährten sich eine lange Zeit von dem frischen Dung derselben. Endlich wurden die Eigenschaften des Korns entdeckt; und zwar durch die Eifersucht eines Weibes,

welches einige Getreidekörner einer Rivalin gab, in der Meinung, daß es Gift sei. Zu aller Erstaunen hatten sie eine gute Wirkung, und seitdem war der Begehr darnach ein großer.

Die einzige Erscheinung, welche sie einem höheren Wesen zuschreiben, ist der Tod. Dieses Wesen, erzählen sie, schickte in alter Zeit folgende Botschaft zu den Menschen: „O Menschen, ihr werdet sterben, aber ihr werdet wieder auferstehen.“ Der Bote war säumig bei der Überbringung, und ein böses Wesen beeilte sich, ihm zuvorzukommen und den Menschen zu verkünden: „Das höchste Wesen sagt: Ihr werdet sterben, und zwar werdet ihr für immer sterben.“ Als der richtige Bote anlangte, hörten sie nicht auf ihn, sondern antworteten: „Das erste Wort ist das erste; das zweite ist nichts.“

Was dieses höchste Wesen aber ist und wo es wohnt, wissen sie nicht.

3. Bei den Hottentotten.

Zum Zwecke der Vergleichung fügen wir die Sage der Hottentotten über den Ursprung des Todes hinzu, welche sicherlich einige Übereinstimmung mit der Bantusage aufweist.

„Der Mond“, so wird erzählt, „sandte einst ein Insekt zum Menschen, welchem er sagte: „Gehe zu den Menschen und verkündige ihnen: So wie ich sterbe, und sterbend lebe,

so sollt ihr auch sterben und sterbend leben." Das Insekt ging fort mit der Botschaft, wurde aber unterwegs vom Hasen überholt, welcher fragte: „Mit welcher Botschaft eilst du von dannen?" Das Insekt antwortete: „Ich bin vom Monde zu den Menschen geschickt, um ihnen zu sagen, daß, so wie er stirbt und sterbend lebt, sie auch sterben werden und sterbend leben." Der Hase sagte: „Weil du ein schlechter Läufer bist, so laß mich gehen." Mit diesen Worten rannte er von dannen. Als er die Menschen erreicht hatte, sagte er: „Ich bin vom Monde geschickt, euch zu sagen: Wie ich sterbe und sterbend zu Grunde gehe, in gleicher Weise sollt ihr auch sterben und völlig zu Grunde gehen." Dann kehrte der Hase zum Monde zurück, und verkündete dort, was er zu den Menschen gesagt hatte. Der Mond tadelte ihn ärgerlich und sagte: „Solltest du den Menschen etwas überbringen, was ich nicht gesagt habe?" Mit diesen Worten hob er ein Stück Holz auf und schlug ihn auf die Nase. Seitdem ist des Hasen Nase gespalten, und die dunklen Flecken, welche wir jetzt auf der Mondoberfläche sehen, sind die Wunden, welche der Mond auch vom Hasen bei dieser Gelegenheit empfing."

4. Bei den Betschuanen.

(Privatmitteilung von Rev. Gonin).

In einer Betschuanenlegende heißt es, daß ihre Vorfahren aus gewissen Höhlen in Felsen stammten, wie z. B. Malimath im Winterbergdistrikte und einer anderen bei

Mochuli, wo noch jetzt Fußtapfen von Menschen und Tieren in den Felsen zu sehen sind.

5. Bei den Hereros.

(Brincker, Wörterbuch ꝛc. der Otji-Herero).

Die Hereroſage berichtet bezüglich des Urſprungs von Mensch und Tier, daß die Hereros oder Damaras von einem Baume herſtammen, und daß Mukuru, der große Geiſt, ihnen allen, Menſchen und Tieren, geſtattete, aus dem Baume hervorzukommen. Dieſer eigentümliche Baum heißt Omumborom-bonga. Damals war alles in tiefe Finſternis gehüllt. Darauf zündete ein Damara ein großes Feuer an, und die wilden Tiere, wie Löwe, Elefant und Tiger, begaben ſich auf die Flucht, während die Haustiere, wie Ochſe, Schaf und Hund, ſich furchtlos um die glühenden Flammen ſammelten.

B. Fabeln und Rätſel.

Wir geben hier einige Fabeln und Rätſel, um daran die Denk- und Gefühlsweiſe der Eingeborenen weiter zu zeigen.

a. Fabeln.

Die folgenden Fabeln findet man noch heute unter den Ova-Hereros; ſie ſind zweifellos hottentottiſchen Urſprungs, wie aus ihrer ganzen Art hervorgeht.

Warum hat der Schakal einen langen schwarzen Streifen auf dem Rücken?

(Bleek, Reynard the Fox in South-Africa).

„Die Sonne", so erzählt man, „war eines Tages auf der Erde, und die Menschen, welche arbeiteten, sahen sie an der Wegkante sitzen, gingen aber vorbei, ohne sie zu beachten. Der Schakal aber, welcher hinter ihnen kam, und sie auch sitzen sah, ging zu ihr und sagte: „Solch ein hübsches, kleines Kind haben die Menschen sitzen gelassen!" Da nahm er die Sonne auf und legte sie auf seinen Rücken. Als sie ihn verbrannte, sagte er: „Geh' herunter!" und schüttelte sich; aber die Sonne saß fest auf seinem Rücken und brannte des Schakals Rücken schwarz von jenem Tag an."

Derartige Geschichten kann man noch jetzt zu Dutzenden am Herdfeuer solcher kapländischer Farmerfamilien vernehmen, welche noch echte Hottentotten, wie einen „Jan-Jager", in ihren Diensten haben.

Der starke Elefant und die schwache Schildkröte.

(Brincker, Wörterbuch 2c. der Otji-Herero).

„Zwei Dinge, Elefant und Regen, sie stritten miteinander. Der Elefant, er sagte: „Wenn du sagst, daß du mich ernährest; mit was ernährest du mich?" Der Regen, er sagte: „Nun, wenn du sagst, ich ernähre dich nicht; nun, wenn ich weggezogen bin, dann wirst du nicht sterben?" Der Regen, er zog weg. Der Elefant, er sagte: „Geier, wirf's Los für mich!" Der Geier, er sagte: „Ich lose

nicht." Elefant, er sagte wiederum zur Krähe: „Lose!" Krähe, sie sagte: „Gieb her, daß ich lose!" Krähe, sie loste. Der Regen, er kam; es regnete in die Omarindi. (Ein Erindi ist eine niedrige, pfannenartige Stelle, wo sich bei starkem Regen Wasser ansammelt und stehen bleibt.) Die Omarindi, sie trockneten auf, es blieb ein Erindi übrig. Elefant, er ging jagen. Da war eine Schildkröte. Elefant, er befahl: „Schildkröte, bleibe bei meinem Wasser!" Elefant, als er ging jagen, da blieb zurück Schildkröte. Da kam Giraffe; sie sagte zu Schildkröte: „Gieb uns doch Wasser!" Schildkröte, sie sagte: „Das Wasser gehört dem Elefant." Und da kam ein Zebra; es sagte zur Schildkröte: „Gieb uns doch Wasser!" Schildkröte, sie sagte: „Wasser, es des Elefanten!" Da kam Gemsbock; er sagte zur Schildkröte: „Gieb uns doch Wasser!" Schildkröte, sie sagte: „Wasser, es des Elefanten!" Da kam ein Büffel; er sagte: „Gieb uns doch Wasser!" Schildkröte, sie sagte: „Wasser, es des Elefanten!" Da kam ein Roterbock; er sagte: „Gieb uns doch Wasser!" ꝛc. ꝛc. Da kam Löwe; er sagte: „Schildkrötlein, gieb uns doch Wasser!" Schildkrötlein, es wollte sprechen; Löwe, er faßte Schildkrötlein, darauf es biß. Löwe, er trank Wasser. Alle Tiere tranken jetzt darauf Wasser. Elefant, er kehrte zurück vom Jagen; er sagte: „Schildkrötlein, giebt es noch Wasser?" Schildkrötlein, es antwortete: „Deine Tiere haben das Wasser getrunken." Elefant, er sagte:

„Schildkrötlein! Soll ich dich zerbeißen oder verschlucken?“ Schildkrötlein, es sagte: „Verschlucke mich!“ Elefant, er verschluckte das Schildkrötlein. Schildkrötlein, als es eingegangen war in den Bauch des Elefanten, riß es Leber und Herz und Nieren ab. Elefant, er sagte: „Schildkrötlein, du tötest mich.“ Elefant, er starb. Schildkrötlein, es ging heraus aus dem Bauche, und es ging, wohin es ging.“

b. Rätsel.

Casalis, Les Basutos S. 338 und Callaway, Nursery Tales. Bd. I S. 364 ff.

1) Nenne die zehn Bäume, an deren Spitzen zehn platte Felsen sind!

Antwort: Die Finger, bewachsen mit Nägeln.

2) Kennt ihr einen senkrechten Berg, der über einer Schlucht gelegen ist?

Antwort: Die Nase, über dem Munde aufgestellt.

3) Was ist das, was immer in derselben Richtung kommt und geht?

Antwort: Eine Thüre.

4) Kennt ihr einen kleinen Knaben, bewegungslos und stumm, welcher am Tage warm angezogen ist und in der Nacht nackend gelassen wird?

Antwort: Der Nagel, an den die Basutos ihre Schlafdecken während des Tages hängen.

5) Kennt ihr ein Ding, welches weder auf der Erde

geht, noch in der Luft fliegt, noch im Wasser schwimmt, und welches nichts destoweniger geht, auf- und niedersteigt?

Antwort: Die Spinne in ihrem Netz.

6) Nenne einen Ochsen, welcher in zwei Rinderkraals geschlachtet wird!

Antwort: Eine Laus, denn ein Mann nimmt sie aus seiner Decke, aber er kann sie nicht mit einem Daumen töten, sondern er muß beide zusammenbringen und sie dazwischen quetschen, bis sie tot ist; und beide Nägel sind blutig, und beide gleich rot.

Wir sagen „Ochs", damit das Rätsel schwer zu raten ist.

7) Errate einige Männer, welche zahlreich sind und eine Reihe bilden; sie tanzen den Hochzeitstanz und sind geschmückt mit weißen Lendenschurzen!

Antwort: Die Zähne.

Wir nennen sie Menschen, welche eine Reihe bilden, denn die Zähne stehen da wie Menschen, welche bereit sind, den Hochzeitstanz gut zu tanzen. Wenn wir sagen, sie sind geschmückt mit weißen Lendenschurzen, fügen wir das hinzu, damit die Leute nicht sogleich an die Zähne denken.

8) Errate einen Mann, welcher täglich mitten unter den Feinden lebt, wo unaufhörlich feindliche Einfälle gemacht werden, und er ist in großer Furcht, wenn der Feind kommt, weil er weiß, daß er dann mitten in der Todesgefahr ist; er hat keinen Wald, in den er entfliehen könnte.

Er entwischt nur, weil der Feind sich zurückzieht. Dann nimmt er Nahrung zu sich und sagt: „Ah, diesmal bin ich entwischt! Ich glaubte nicht, daß ich mitten aus den feindlichen Waffen entfliehen könnte!“ Er hat keine Kinder, weil er mitten unter den Feinden lebt; denn er sagt: „Nein! Es ist gut, daß ich für mich allein lebe, und, wenn ich Alarm höre, bereit sein kann, zu entfliehen.“

Antwort: Die Zunge ist ein Mann, welcher in Bekümmernis lebt, weil sie mitten unter Feinden lebt. Die Zähne sind die Feinde; denn wenn sie essen, wird die Zunge oft beschädigt, während jene mit der Nahrung kämpfen, um sie zu zermalmen.

Wenn wir sagen „ein Mann“, erschweren wir das Rätsel, damit die Leute nicht ohne weiteres auf die Zunge kommen, sondern ihr Raten fortwährend auf Menschen richten.

9) Errate einen Mann, der sich nachts nicht niederlegt; er legt sich des Morgens nieder, bis die Sonne untergeht; dann wacht er auf und arbeitet die ganze Nacht. Er arbeitet nicht am Tage; man sieht ihn niemals, wenn er arbeitet.

Antwort: Die Stallbäume an den Rinderpferchen.

Ihre Arbeit ist zur Nacht, die Herden zu bewachen durch Zuschließen des Eingangs; sie sind zusammen geschlossen, damit die Herde keinen Platz findet, zu entweichen. Am Morgen geht sie heraus, weil die Eingangsthür geöffnet wird, und so liegen die Schlagbäume auf der Erde.

Nr. 6 — 9 dieser Rätsel samt den Antworten sind mit den eigenen Worten der Zulus wiedergegeben; die übrigen stammen von Basutos. Wir bemerken, daß alle Zulurätsel auf ihre täglichen Beschäftigungen Bezug haben.

Nr. 6 giebt uns einen Einblick in eine sehr gewöhnliche und nichts weniger als anziehende Scene bei den Zulus und anderen Stämmen.

Nr. 7 ist hergenommen von der allgemeinen Tanzleidenschaft, die sich bei den Zulus in der Form von Kriegstänzen äußert, welche dazu dienen, sie auf die Taktik in der Schlacht vorzubereiten.

In Nr. 8 ist ganz sinnreich eine sehr allgemeine Erfahrung der Kriegszeit zu einem Rätsel benutzt, das sich auf die zwischen den Zähnen befindliche Zunge bezieht.

Nr. 9 hat Bezug auf das Thema der Rinderherden, welches alles Interesse vollkommen absorbiert. Der Herdenpferch ist eine einfache Einfriedigung, umgeben von einem Wall von Steinen oder Baumästen; er hat eine kleine Öffnung, wo die Herde abends hineintritt. Dieser enge Zugang wird mit ein paar langen Schlagbäumen verschlossen, die am Tage unbenutzt auf der Erde liegen.

Kapitel II.

A. Beschäftigungsarten.

In Betreff der Beschäftigung der Bantus ist zu beachten, daß, obgleich die verschiedenen Stämme vieles gemein haben, doch in einigen Punkten die Natur der Gegend, das Klima und die Beziehungen zu Nachbarvölkern manche Verschiedenheiten verursachen. So z. B. beschäftigen sich die Stämme der Zulus und Matebele mehr mit der Vorbereitung zum Kriege als die Betschuanen und Basutos. Die Hereros und ein großer Teil der Betschuanen haben nicht dieselbe natürliche Beanlagung für den Ackerbau wie die Basutos, welche in einer schönen und fruchtbaren Gegend wohnen. Es ist eine irrtümliche Annahme, daß die Bantus ein Nomadenleben führen; einige Stämme haben viele Generationen hindurch denselben Grund und Boden besessen, welchen sie heute noch inne haben. Die Hottentotten und Buschmänner sind im Wesentlichen Nomaden, aber die Bantus nicht. Letztere pflegen ihren Kraal von einem Orte zum anderen zu versetzen, und zwar aus ver-

schiedenen auf Aberglauben beruhenden Gründen; aber sie werden ihre Heimat nicht verlassen, ohne dazu gezwungen zu sein. Manche Thatsachen bezeugen ihre Heimatsliebe; wir brauchen uns nur daran zu erinnern, wie sie von Zeit zu Zeit für ihr Vaterland kämpften. Sie sprechen von der „Heimat", von „unserem Lande", von dem „Lande unserer Väter". Einmal schloß ein Basutohäuptling seine Ansprache an die kampfbereiten Krieger mit den enthusiastischen Worten: „Laßt uns sterben für unser Vaterland." Wir beabsichtigen, in Kürze die folgenden Hauptbeschäftigungsarten zu besprechen: Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Krieg und primitive Industrie und Handel.

a. Ackerbau.

Dieser Beschäftigungszweig ist meist das besondere Arbeitsgebiet der Frau. Bei den Ama Xosas wie bei einigen anderen Stämmen helfen die Männer den Boden von Bäumen und Unkraut befreien und überlassen den Rest der Arbeit den Weibern, welche den Samen ausstreuen, die Erde aufhacken, und die Erntearbeit verrichten. Wo periodische Trockenheit herrscht, wird nicht viel gesät und nur die Stellen in der Nähe von Flüssen oder in der Nachbarschaft von Quellen werden benutzt. Am eifrigsten in dieser Hinsicht sind die Basutos, welche am wenigsten unter der chronischen Trockenheit Südafrikas zu leiden haben. Bei ihnen sind es die Männer, welche sich alljährlich ver-

sammeln, um die Felder für den Häuptling und sein erstes Weib zu bearbeiten. Rev. Casalis berichtet, welch eigentümlichen Anblick es gewähre, bei dieser Gelegenheit Hunderte von schwarzen Männern, in gerader Linie angeordnet, ihre Hauen gleichzeitig und in vollkommener Regelmäßigkeit auf und ab bewegen zu sehen. Die Luft hallt von den Gesängen wieder, womit die Arbeiter sich erheitern, und die außerdem dazu dienen, den Rhythmus der gleichzeitigen Bewegungen zu wahren. Der Häuptling ist gewöhnlich selbst zugegen und trägt Sorge, daß einige fette Ochsen zur Mahlzeit für seine Arbeiter zubereitet werden Die Basutos und Betschuanen benutzen ovale, gut gearbeitete Hacken. Die Tembukies und Ama Xosas graben die Erde mit einem kleinen hölzernen Spaten, welcher ganz ungenügend ist.

Die Feldarbeit beginnt im September; es ist eine fröhliche Zeit. Kafferkorn, welches ähnlich wie Mais und Indisches Korn wächst, ist der Hauptgegenstand des Anbaus. Dasselbe wird entweder in gemahlenem Zustande nach Art eines Puddings zubereitet oder in seiner natürlichen Form wie Reis gekocht. Auch werden zwei Arten von Bier daraus bereitet, das eine angenehm und erfrischend, das andere stark und berauschend. Die Basutos bewahren ihr Korn in großen, wasserdichten Strohkörben auf, während andere tiefe Gruben in ihre Herdenplätze graben, die zur Aufnahme der aufzubewahrenden Frucht dienen. Neben Kafferkorn

gedeihen noch Mais, Kürbisse, Bohnen und andere Gemüse, mit welchen die Zivilisation die Eingeborenen bekannt gemacht hat. Einige Stämme, wie die Basutos, pflanzen auch Weizen in größerem Umfange, und tauschen denselben in Kapland und Oranje-Freistaat gegen Geld und Gebrauchsgegenstände um.

b. Viehzucht.

Es giebt Stämme unter den Bantus, von denen wol behauptet werden darf, daß sie hauptsächlich Viehzucht betreiben. Thatsächlich genießt der Bantu nur geringe Achtung unter seinen Landsleuten, wenn er nicht seine Ochsen, Kühe oder Schafe besitzt, und derjenige ist ein armer Mann, der kein Vieh besitzt, da er mit diesem alles, was ihm notwendig oder angenehm ist, eintauschen muß. Das erste, wonach ein junger Bantu trachten muß, ist, sich in den Besitz einer gewissen Anzahl von Rindern zu setzen. Für seine Herde kämpft und stirbt der Bantu; ihr, seinem kostbarsten Besitztum, ist seine größte Sorge gewidmet. Keinem Weibe ist erlaubt, die Herde zu berühren, noch die Umzäunung zu betreten, in welcher die Tiere des Nachts eingeschlossen werden. Das Hüten und Melken der Tiere ist die spezielle Pflicht des Mannes. Man sagt, daß bei den Damaras diese Verhältnisse anders seien. Bei ihnen nehmen die Frauen eine ehrenvollere Stellung in der Familie ein; es ist ihnen erlaubt, die Kühe zu melken. Bei vielen

anderen Stämmen gilt das Vieh mehr als die Weiber. Bei allen wichtigen Unterhandlungen im Leben eines Bantu bilden die Rinder die gangbare Münze. Der Basuto nennt eine Rinderart die „haarige Perle“. Ehe die Jugend heiraten kann, muß sie über eine gewisse Kopfzahl ihrer Herde verfügen. Wenn Bündnisse geschlossen oder Entschädigungen entrichtet werden, müssen Ochsen geleistet werden, ebenso besteht in Fällen von Krankheit und bei Beerdigungen die Leistung in einem oder mehren Ochsen.

Die Herde zu hüten gilt als eine der edelsten Beschäftigungen; selbst die Häuptlinge (Könige) und ihre Söhne nehmen daran Teil. Es ist in der That bei einigen Stämmen für den männlichen Teil der königlichen Familie notwendig, einige Jahre als einfacher Hirt zuzubringen. Wenn die Herden nach einem anderen Weideplatze getrieben werden müssen, so nimmt es der Häuptling nicht selten auf sich, dieses Geschäft in Person zu leiten. Es erinnert ihn an die Tage seiner Jugend und bildet eine besonders verdienstliche Handlung. Er läßt interimistische Pferche herstellen und wählt die Ochsen aus, welche für seine Leute geschlachtet werden sollen.

Das im Kriege erbeutete Vieh gehört in der Regel dem Häuptling. Er leiht es seinen Leuten zu ihrem eigenen Gebrauche. Gelegentlich erlaubt er ihnen auch, ein altes Tier zu töten. Nur bei ganz bestimmten Gelegenheiten wird ein fettes Tier aus der Herde geschlachtet. Wenn der

König es verlangt, müssen die Unterthanen den unter ihrer Obhut stehenden Teil seiner Herde vorweisen. Wir bemerken hier die besonderen gesellschaftlichen Bande, welche den König mit seinem Volke verbinden. Der König sorgt vielfach für sein Volk. Sie arbeiten für ihren Herrn und erhalten dafür etwas von seinem Besitztum, das sie wie das ihrige gebrauchen. Dieser Zustand geht in der Jetztzeit mehr und mehr verloren, da der Krieg seltener geworden ist und viele sich durch ihre Arbeit für die Weißen Privateigentum erworben haben.

Bei einigen Stämmen bestehen feste Gesetze über die Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehzucht. Der Häuptling weist seinen Unterhäuptlingen gewisse Distrikte an, welche diese wieder unter die Ältesten der Familien verteilen. Da ist nichts von persönlichem Grundeigentum zu bemerken. Eine Familie darf so lange ihre Felder benutzen, als sie an demselben Orte bleiben will. Sucht der Mann einen anderen Wohnplatz auf, so hat er an dem früheren keinerlei Recht mehr, noch kann er sein bisheriges Land einem anderen übertragen.

Ein sonderbarer Gebrauch, der früher bestand und zum Teil noch heute bei den in ihrem eigenen Gebiete Ansässigen vorkommt, besteht darin, daß sie einem einzelnen Fremden oder einer Gesellschaft von solchen die Erlaubnis erteilen, sich friedlich unter ihnen anzusiedeln. Sie bezahlen keinen Zins für die Benutzung des Bodens, behalten aber

auch, wenn sie die Gegend wieder verlassen, keinerlei Recht auf irgend welche immobilen Besitztümer. Die Huldigung dem Häuptling gegenüber geschieht in solchen Fällen durch Darbringung eines Geschenkes in Gestalt eines oder mehrer Rinder. Dieser liberale Gebrauch bringt, wie nicht anders zu erwarten, die gastfreundlichen Häuptlinge häufig in Bedrängnis, da sie zuweilen mit unehrlichen Leuten zu thun haben, und ist schon wiederholt Ursache zu Kriegen gewesen.

c. Jagd.

Die Bantus sind nicht Jäger in demselben Sinne wie die Hottentotten und Buschmänner. Sie besitzen weder dieselbe Schnelligkeit des Fußes noch die Schärfe des Auges, deren sich jene Beherrscher der Ebene rühmen können. In der That brauchen die Basutos diese Eigenschaften nicht mehr in demselben Maße, seitdem sie ein mehr ansässiges und geordnetes Leben führen, und in diesem Sinne sind sie zivilisiert im Vergleich mit den umherziehenden Hottentotten und Buschmännern, die hinsichtlich ihres Unterhalts von ihren Bogen und vergifteten Pfeilen abhängen. Die Basutos finden noch heute an der Jagd großes Vergnügen, und wo sie nicht durch die Berührung mit der Zivilisation eines Besseren belehrt sind, bilden Jagd und Krieg die Hauptbeschäftigung der Männer. Vor ihrer Bekanntschaft mit den Feuerwaffen, die sie auch jetzt noch nicht mit

derjenigen Geschicklichkeit zu handhaben gelernt haben, wie die Hottentotten, bestand ihre Wehr aus dem Assagai und dem Knob-keri. Bei bestimmten Gelegenheiten beruft der Häuptling seine Leute zu einer großen Jagd zusammen. Die Unterthanen werden ausgesandt, das Wild zusammen zu treiben, nachdem der Häuptling den Platz, wo man zusammentreffen will, bestimmt hat. Mit einem großen Kreise beginnend, ziehen sie engere und engere, bis sie das verwirrte Wild vor sich sehen; und wenn das Zeichen gegeben ist, stürzen sie mit ihren Waffen darauf los. Wenn sie nach Hause zurück gekehrt sind, wird ein Fest gefeiert, bei dem man, fröhlich um die Feuer herum sitzend, seine Abenteuer erzählt und die Verdienste von diesem oder jenem diskutiert.

Außer diesen öffentlichen Jagdzügen werden häufig auch Privatjagden abgehalten, und zwar von denjenigen, welche ein besonderes Geschäft daraus machen, Felle, Zähne und Federn zu Handelszwecken zu sammeln. Bevor man beginnt, werden Zauberer angegangen, um ihren weisen Rat zu geben über die beste Zeit und die zu wählende Richtung. Die Hände und Füße werden häufig mit verschiedenen Zaubermitteln behandelt, um ihnen Geschicklichkeit und Sicherheit zu verleihen.

Neben diesen Arten der Jagd haben die Eingeborenen noch verschiedene Mittel, die Tiere des Feldes zu fangen. Wenn die Gelegenheit günstig ist, so suchen sie ganze Her-

den von Wild an den Rand steiler Abgründe zu treiben und sie zum Hinabstürzen zu zwingen; so werden größere Mengen auf einmal getötet.

Oder eine tiefe Grube wird auf einem engen Wege oder an einem, von den Tieren viel besuchten Wasser hergestellt und mit Rohr und Gras bedeckt; darin fängt sich dann das unvorsichtige Wild, welches den Ort passiert.

d. Krieg.

Die Bantus haben entschieden kriegerische Neigungen; einige Stämme mehr, andere weniger. Die Betschuanen und die Basutos sind nicht ganz so kriegerisch wie die Zulus und Matebele. Die Anstrengungen und Erregungen, welche Jagd und Krieg mit sich bringen, sind zur Erreichung und Erhaltung ihres athletischen Körperbaues notwendig. Zu der Zeit, als die Zulus in das Land kamen, welches sie gegenwärtig noch teilweise unter dem britischen Protektorate besitzen, waren sie der Schrecken der benachbarten und schwächeren Bantustämme und überwanden alles, was ihnen in den Weg kam. Unter Tschaka, einem der mächtigsten Zuludespoten, hatten sie eine straffe militärische Organisation. Die Indunas, die Führer der einzelnen Korps, standen unter dem direkten Befehl des Königs. Wegen ihrer kriegerischen Neigungen bringen die Zulus und andere Stämme einen großen Teil ihrer Zeit mit der Einübung von Kriegstänzen zu.

Abgesehen von dem Vergnügen, das ihnen diese Tänze bereiten, betrachten sie dieselben als eine nützliche Vorbereitung für das Schlachtfeld. Mit seinem Kriegsschmucke angethan, bietet der Bantukrieger einen wahrhaft fürchterlichen Anblick. Mit dem Assagai und dem ledernen Schild in der einen Hand, dem Knob-keri in der anderen, ist er kein geringer Gegner im Handgemenge. Sein Schmuck von Federn und Fellen giebt ihm auch äußerlich den Charakter des Wilden. Früher, wenn der Bantu lange Zeit nicht mehr im Gefecht gewesen war, entbrannte in seinem Innern die Kriegswut. Er suchte die Gelegenheit zum Kampfe, falls sie sich nicht von selber darbot. Will kein anderer Vorwand sich finden, so erinnert er sich einer früheren leichten Beleidigung und überfällt einen schwächeren Nachbarstamm, sei es auch nur, um sich dessen Herden zu bemächtigen.

Rev. Casalis erzählt, wie Mosheš einmal zu ihm sagte: „Was würdest du denken, wenn ich dem Könige der weißen Männer helfen würde, die Kaffern zur Unterwerfung zu bringen? Meine Söhne haben bis jetzt noch keinen Ruhm; sie wünschen sich im Kriege auszuzeichnen, und es scheint mir, daß die gegenwärtigen Umstände eine ausgezeichnete Gelegenheit bieten würden, mir die Freundschaft des weißen Volkes zu sichern und die Wünsche meiner Söhne zu befriedigen."

e. Industrie und Handel.

Neben der Verfertigung von Thonwaren und Holzgerätschaften schnitzt der Bantu mit dem Messer und anderen einfachen Werkzeugen mancherlei Schmuckgegenstände und Gebrauchsartikel. Die Verzierungen auf dem Holze werden häufig mit glühendem Eisen hergestellt. Die Betschuanen zeigen einen natürlichen Geschmack beim Strohflechten. Sie verfertigen auf diese Weise eine Menge großer Körbe, die zum Aufbewahren ihres Getreides dienen. Sie machen dieselben in vollkommen symmetrischen Formen, oft sorgfältig ausgeführt und so dicht gearbeitet, daß sie kein Wasser durchlassen. Strohhüte, Arm- und Halsbänder ꝛc. in anmutigster Gestalt werden aus verschiedenem Material für den täglichen Gebrauch hergestellt. Der Verbrauch von Schnupf-, Rauch- und Kautabak hat sie dazu geführt, zweckmäßige und zum Teil hübsch verzierte Gerätschaften in Gestalt von Dosen und Pfeifen zu verfertigen. Die Felle der Tiere werden in mannigfachster Weise präpariert, um als Schmuck- oder Kleidungsstücke zu dienen.

Der Handel, den die Eingeborenen unter sich treiben, ist nicht von Belang. Diejenigen, welche in Gegenden leben, wo Otter- und Pantherfelle, Straußen- und andere, zum Schmucke dienende Federn gewonnen werden, bringen diese Waren nach solchen Orten, wo sie sie gegen Vieh oder andere Wertgegenstände umtauschen können. Die

Basutos pflegen solche Artikel den Zulus im Norden zu bringen, die ihnen Vieh, Hauen, Assagais, Halsbänder und kupferne Armringe dafür geben.

Die Betschuanen sind Meister in der Zubereitung des Pelzwerks von Schakalen, Eichhörnchen, Luchsen und Wildkatzen, welche die Batutas, ein armer Stamm, der ausschließlich von der Jagd lebt, ihnen bringen. Jedenfalls aber treiben einige Bantustämme den meisten Handel mit den Kolonisten. Ochsen werden gegen Decken und andere Luxusgegenstände umgetauscht oder für Geld verkauft. Die Basutos ziehen so viel Getreide, daß sie beträchtliche Mengen davon ausführen können. Sir M. Clarke sagt in seinem Bericht von 1889 über die Zustände im Basutolande: „Der Handel zeigt eine entschiedene Besserung. Die Einfuhr für das am 31. Dezember 1888 beendete Jahr beträgt 2 400 000 Mark. Viele neue Geschäfte sind seitdem eröffnet worden. Dazu kommt ein großes Geschäft, welches die Basutos mit Handelsfirmen an den Grenzen des Oranje-Freistaates führen, sowie ein Tauschhandel mit Produkten der Kapkolonie und des Oranje-Freistaates gegen Vieh und Getreide der Basutos, dessen Wert schwer zu schätzen sein dürfte."

Einige Stämme entfalten eine nicht geringe Geschicklichkeit im Schmelzen und Schmieden des Eisens und in Bronzearbeiten. Eine große Menge von Holzkohlen wird mit dem Erz vermischt, und mit Hilfe von Blasebälgen,

die sie aus Fellen verfertigen, und anderen primitiven Instrumenten gewinnen sie das reine Eisen, das dann auf einem steinernen Ambos zu den gewünschten Geräten in der Form von Hacken, Assegais und dergleichen verarbeitet wird. Die Männer, welche diese Arbeiten verstehen, bilden eine Art Kaste und verrichten ihr Werk gewöhnlich im Geheimen, außerhalb des Kraals.

B. Regierungsform.

Es ist von Interesse zu beobachten, wie bei aller Gleichheit der Regierungsformen innerhalb der gesamten Bantu-rasse, durch gewisse Umstände doch verschiedene Abweichungen im Einzelnen hervorgebracht werden. Einige der kriegerischsten Häuptlinge sind gewaltthätig und despotisch; andere Häuptlinge, die jahrelang keinen Grund zum Kriege mit ihren Nachbarn hatten, leben auf dem freundschaftlichsten Fuße mit ihrem Stamme und unterscheiden sich von ihren Unterthanen nur durch äußere Herrschaftsabzeichen. Die Bantus zerfallen in zahlreiche Stämme, und während Zeiten des Friedens und Wohlergehens ist es dem Führer schwierig, alle die verschiedenen Abteilungen und Unterabteilungen zusammen zu halten. Die Häuptlinge haben eine große Zahl von Söhnen, welche alle Besitzer von Herden sind, die gesonderte Weide und Wasser verlangen. Diese Unterhäuptlinge werden, sobald sie an die Spitze einiger

tausend Mann gelangt sind, oft stark und suchen ihre Unabhängigkeit durchzusetzen.

Die Stämme sind wieder in Familien von größerer oder geringerer Bedeutung geteilt. Diese Familien bilden kleine Dörfer, an deren Spitze ein einflußreicher Mann steht, der die Gemeinschaft nach außen vertritt.

Bei den Stämmen der Basutos und Betschuanen hat der Häuptling Gewalt über Leben und Tod, sowie über das gesamte Eigentum seines Volkes; doch kann er von dieser Gewalt nicht nach bloßer Laune Gebrauch machen, sondern wird mehr oder weniger in Schranken gehalten durch die an seine Stellung geknüpften Überlieferungen und durch die Ratschläge seiner Ratgeber und Ältesten. Ihre Regierungsform ist weniger despotisch als bei den Zulu- und Matebele-Stämmen. Sie haben Oberleiter, die unter dem Namen der Indunas bekannt sind, und denen wiederum Unteranführer zur Seite stehen, die ihrerseits über noch untergeordnetere Anführer Gewalt haben; — eine Art von Feudalsystem. Es ist ein charakteristisches Zeichen für die gesamte Banturasse, daß sie trotz ihrer außerordentlichen Freiheitsliebe nicht die Vorstellung von einer Gemeinschaft zu fassen vermag, die ihre Angelegenheiten selbständig ordnet; vielmehr müssen sie einen Häuptling haben, zu dem sie unter allen Umständen als zu ihrem Führer und Herrscher emporsehen können.

Die Betschuanen hatten und haben noch Sklaven,

bekannt als Baalpenzen (Graubäuche), Bakalahari und Maseroi, eine Art von Buschleuten. Diese besitzen kein Eigentum und müssen für ihre Herren arbeiten und jagen, hauptsächlich zum Nutzen ihrer Führer. Infolge des Verkehrs mit den Weißen ist diese Art von Sklaverei jedoch allmählich im Verschwinden begriffen. Einige Häuptlinge haben ihre Würde durch Waffengewalt erlangt, die größere Zahl jedoch stammt von solchen Familien ab, die ein gesetzmäßiges Nachfolgerecht haben. Die Basutos nennen ihren Oberhäuptling Morena, was denjenigen bedeutet, der über die öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt wacht; die Betschuanen und andere Stämme haben für ihre Häuptlinge den Namen Inkhosi, das heißt Herr oder Gebieter. Die herrschende Familie behauptet nicht in allen Fällen ihre Stellung; es kommt vor, daß ein ehrgeiziger Unterhäuptling in solchem Grade beim Volke beliebt wird, daß er seine Onkel oder Brüder zu beseitigen vermag und schließlich die höchsten Ehren bei seinem Stamme erlangt. Die Häuptlinge besitzen viel Vermögen; sie müssen die Armen ernähren, die Krieger mit Waffen versehen, die Truppen im Feldzuge verpflegen und die mit benachbarten Stämmen erforderlich werdenden Verbindungen einleiten und unterhalten: dies alles hängt von der Zahl ihrer Herden ab.

Die Basutohäuptlinge haben für gewöhnlich zwei Kanzler um ihre Person, die im Stande sind, die Stelle ihres

Herrschers einzunehmen, falls die Gelegenheit dies erfordern sollte. Sie sind unter dem Namen Monemotses (Häupter der Stadt) bekannt und werden auch als die Augen, Ohren und Arme ihres Häuptlings bezeichnet. Diese Amtleute versehen mit noch vielen anderen zusammen die Obliegenheiten von Geschworenen in Zivil- und Kriminalsachen und bilden so die dortigen Gerichtshöfe.

Es sind auch Hofboten vorhanden, welche die wichtige Aufgabe haben, durch zeitweilige, oft Hunderte von Meilen lange Fußreisen fürstliche Botschaften an andere Häuptlinge zu überbringen. Sie erhalten keine Bezahlung und verbinden ein außerordentliches Gedächtnis mit feinerem Benehmen als diejenigen, welche nie Gelegenheit hatten, fremde Höfe zu besuchen. Es findet sich erheblich mehr System in ihrem gesellschaftlichen Leben und ihrer Regierung als ein oberflächlicher Beobachter anzunehmen geneigt ist. Sie haben einige durchaus richtige Anschauungen, welche die Grundlage ihres Verkehrs mit anderen Stämmen bilden. So muß ein Fremder, der das Recht der Mitbürgerschaft erlangen will, dem Häuptling durch einen angesehenen Bürger vorgestellt werden; letzterer ist dann für die Aufführung des Ankömmlings verantwortlich und muß als Vermittler in seinen gesamten Beziehungen zum Herrscher auftreten.

Kriegsgefangene genießen bis zu ihrer Auslösung

gewisse bürgerliche Rechte; anderenfalls jedoch wird ihnen niemals die Rückkehr in ihre Heimat gestattet.

Der König untersucht ein Verbrechen nicht aus sich selbst, sondern giebt denjenigen Gehör, die sich an ihn um Gerechtigkeit wenden. Die Eigentumsidee liegt allen ihren gesellschaftlichen Beziehungen zu Grunde; dadurch wird jede Art von Unrecht unter den Begriff des Diebstahls gebracht. Jemand wird wegen Mordes bestraft, weil er einen Vater der Dienste seines Sohnes oder eine Familie der Unterstützung ihres Ernährers beraubte. Wenn der Ehebruch bestraft wird, wird darin nicht so sehr ein Vergehen gegen die Keuschheit gesehen als vielmehr gegen die ausschließlichen Rechte des Ehemanns, der die entehrte Frau im Kaufe erwarb. Der beleidigte Teil nennt die Art der Genugthuung, welche er für das verübte Unrecht verlangt; bisweilen schlägt der Häuptling eine abweichende Strafart vor. Jeder Unterhäuptling ist Richter innerhalb seines eigenen Kreises, während die wichtigsten Rechtsfälle dem Oberhäuptling unterbreitet werden. Bei ihm findet jeder Unterthan für seine Sache Gehör, so daß er infolge dessen ganze Tage beschäftigt ist, die Ansprüche seiner Leute anzuhören. Jede Partei trägt ihre Sache selbst vor. Wenn eine von zwei streitenden Parteien sich weigert, vor dem Häuptling zu erscheinen, so wird sie von ihrem Gegner mündlich vorgeladen in derjenigen Form, die er vom Häuptling in Person erlangte. Weigert sie sich fernerhin zu er-

scheinen, so sendet der Häuptling einen besonderen Boten zu ihr, was als eine Schande für sie betrachtet wird. Sollte auch diese dritte Vorladung unberücksichtigt bleiben, was aber nur selten vorkommt, so kann der Betreffende mit dem Tode bestraft werden. Die Häuptlinge dürfen ihre eigenen Gesetze geben, aber sie nehmen sorgfältig auf die Interessen ihres Volkes Rücksicht. Viehstrafen sind die gewöhnliche Strafart. Mord, Ehebruch, Diebstahl jeder Art werden durch Strafen geahndet, deren Höhe von der Schwere des Falles abhängt. Zauberei wird fast unabänderlich mit dem Tode bestraft, ebenso wie schwerere Fälle von Verrat und Aufruhr.

Die Betschuanenhäuptlinge sowie alle diejenigen, die sich nicht ganz dem Despotismus ergeben haben, sind gehalten, bei wichtigen Angelegenheiten die Meinungen ihrer Unterthanen zu Rate zu ziehen. Dies geschieht in großen Versammlungen, Pitso mit Namen, die unter freiem Himmel abgehalten werden. Die Männer erscheinen bewaffnet und eröffnen ihre ernste Unterredung mit Tanzen und Singen. Wenn die Versammlung formell eröffnet und der Gegenstand derselben dargelegt ist, haben die Teilnehmer die Freiheit, fast alles sagen zu dürfen. Der Häuptling, der an einem besonderen Platze sitzt, muß darauf gefaßt sein, scharfe und persönliche Bemerkungen zu hören. Es sind stets zwei Parteien vorhanden, von denen die eine für, die andere gegen die Meinung des Häuptlings ist. Nachdem

die Krieger ihre Sache mit großer Beredsamkeit verhandelt haben, springen sie umher und stoßen ihre Assegais in den Boden. Die Zuhörer geben ihrer Zustimmung durch Zischen hörbaren Ausdruck. Der Häuptling spricht, wenn alle anderen zu Ende sind. Seine einleitenden Bemerkungen tragen einen historischen Charakter, dann widerlegt er die seiner eigenen widersprechenden Ansichten und schließt mit einer Darlegung seiner eigenen Meinung. Wenn die Versammlung aufbricht, was meistenteils ohne vorherige Abstimmung geschieht, und das Volk einen günstigen Eindruck gewonnen hat, gehen sie auseinander mit dem Ruf Pula, pula! was bedeutet, daß sie zufrieden sind und nur an die Bebauung ihrer Felder denken.

Während jenes Zeitraums, in dem das Zuluvolk durch die großen Häuptlinge oder Könige beherrscht wurde, die in der Geschichte seiner Vergangenheit so gut wegen ihres Despotismus bekannt sind, war wenig von jener friedvollen häuslichen und patriarchalischen Regierungsart zu finden, die wir bei den Betschuanen, Basutos und Ama Xosas antreffen. Die Unterhäuptlinge waren nichts mehr als die Diener des Königs und hatten wenig oder nichts zu sagen. Tschaka, Dingaan und Moselekatsi forderten fast göttliche Huldigung. Diejenigen, welche sich ihnen näherten, waren gezwungen, mit abgewendeten Häuptern vor ihr Angesicht zu kriechen und wehe demjenigen, der den verhängnisvollen Kreis überschritt, welcher um den Despoten gezogen war.

Selbst die königlichen Boten mußten in einiger Entfernung Halt machen und ihre mündlichen Botschaften mit erhobener Stimme kundthun. Nichts von alledem findet sich bei den Betschuanen oder Ama Xosas. Es ist bemerkenswert, wie treu bei allen Bantustämmen die einzelnen Familienhäupter zu einander und zu ihrem betreffenden Häuptlinge sind. Dies war nicht weniger bei den Zulus der Fall trotz des bei ihnen herrschenden Despotismus.

Während seiner Dienstzeit ist dem Krieger sein regelmäßiges Familienleben nicht gestattet, er hat keine Frau. Sie hatten Verkehr mit Weibern im Überfluß, aber die unter solchen Verhältnissen geborenen Kinder wurden regelmäßig nicht am Leben gelassen. Nur nach vielen Jahren treuen Dienstes oder nach tapferen Thaten auf dem Schlachtfelde wurde dem Zulukrieger als besondere Gunst gestattet, zu heiraten und sich dem Familienleben zu widmen. Diese straffe militärische Organisation wurde durch Tschaka eingeführt und nachher durch Dingaan, seinen Nachfolger, noch schärfer ausgebildet. Dingaan hatte seine eigenen Kinder ermorden lassen aus Furcht, daß er eines Tages unter ihnen einen Nebenbuhler finden möchte. Wir dürfen nicht annehmen, daß dieser Zustand der Dinge ein allgemeiner und andauernder war — sobald der Despotismus erlahmte, fiel das Volk unter günstigen Umständen natürlicherweise in sein gewohntes patriarchalisches Familienleben zurück. Unter den Ama Xosas bildet das Familienleben die Grundlage der

Stammesverfassung. Das Haupt der Familie beherrscht seinen eigenen Kreis. Mehre Familien zusammen stehen in naher Verbindung mit einem Unterhäuptling, dem sie gehorchen und folgen. Diese geringeren Häuptlinge stehen unter dem direkten Befehl des Groß- oder Oberhäuptlings, der bisweilen König heißt. Im Falle eines Krieges werden diese Verbindungen sorgfältiger als sonst beobachtet. Einige dieser Stämme haben sich so sehr zersplittert, daß heute wenig oder nichts zu bemerken ist außer dem patriarchalischen Familienleben, das noch wohlerkennbar hervortritt in den Kraals, die so reichlich zwischen den Farmern des Transvaal, Oranje-Freistaats, Natal und der Kapkolonie zerstreut sind.

Da die Vielehe allgemein in Gebrauch ist, so muß irgend ein Mittel vorhanden sein, um festzusetzen, wer der nächste Erbe nach dem Tode des Oberhäuptlings sein soll. Das geschieht in folgender Weise: Der Häuptling wählt eine seiner Lieblingsfrauen aus als Obergattin (Omkulu). Ihre männlichen Nachkommen sind dann die rechtmäßigen Erben der Häuptlingsschaft. Es ist ganz natürlich, daß bei einer derartigen Sachlage oft endlose Streitigkeiten unter den Söhnen trotz dieser Bestimmungen herrschen. Außer der besonderen Familie der Obergattin werden noch zwei andere Häuser bestimmt für den Fall, daß sie ohne männliche Nachkommenschaft sterben sollte. Sie sind bekannt als Gattin zur rechten Hand (Owase kunene) und Gattin zur

linken Hand (Owase zibene). Ihre Nachkommen haben nur ein Recht auf den Thron, falls der König keinen rechtmäßigen Bruder hat, der seine Stelle einnehmen kann, und falls, wie bereits erwähnt, keine männlichen Nachkommen der Obergattin vorhanden sind. Der König muß stets auf der Hut sein gegen den Einfluß seiner Brüder oder Söhne oder anderer beim Volke beliebter Stammesgenossen. So sucht er häufig die Meinung seines Volkes über schwierige Fragen zu erforschen und bemüht sich, seine eigene Volkstümlichkeit aufrecht zu erhalten. Es darf nicht außer Augen gelassen werden, daß viele dieser Bemerkungen sich nur auf solche Stämme beziehen, die noch unabhängig von europäischer Herrschaft oder Schutze sind.

C. Sitten und Gewohnheiten.

In diesem Kapitel wollen wir eine kurze Skizze einiger der wichtigeren Züge aus dem Leben der Bantus geben, wobei wir beginnen mit:

a. Kindheit.

Das Gebären und das Stillen des Kindes durchkreuzen den gewöhnlichen Lauf des Lebens und der Arbeit der Frau nur in geringer Weise. Es kommt vor, daß eine Mutter morgens zu ihrer regelmäßigen Arbeit mit der Hacke in der Hand ausgeht und abends zurückkehrt mit

einem Neugeborenen auf dem Rücken und der gewohnten Holzlast zum Abendfeuer auf dem Kopfe. Wenig kränkliche und mißgestaltete Kinder sind bei den Bantus zu finden. Wahrscheinlich werden, falls solche geboren werden, sie in kurzer Zeit wegen Vernachlässigung sterben. Der kräftige Sprößling wird bald nach der Geburt auf die Erde gesetzt, wo er nach Herzenslust schreien und zappeln kann, oder er wird auf dem bloßen Rücken der Mutter befestigt und begleitet sie auf das Feld hinaus, wo er den vollen Anteil an all den mannigfaltigen Bewegungen genießt, die durch ihre Bemühungen mit der Hacke oder Axt verursacht werden.

Diese Kleinen werden in ihrem Naturzustande wenig durch Kleidung belästigt, noch werden viele Umstände gemacht, wenn man sie der Arzenei für bedürftig hält, die man ihnen in der Form von Brechmitteln oder Klystieren verabreicht. Unter allen Verhältnissen werden diese Naturkinder nicht eben zart von ihren Müttern behandelt, die fast nur an die rauhe Seite des Lebens gewöhnt sind.

Bis zur Zeit der Geschlechtsreife wird den Kindern nur wenig Beachtung geschenkt. Bei ihrer einfachen Nahrung, die hauptsächlich aus Mais, Getreide und Milch besteht, zu denen bisweilen Kürbisse und Fleisch hinzukommen, ihrem beständigen Herumtreiben in der freien Luft, uneingeschränkt durch die Schuhe und Kleider unserer Zivilisation, haben sie nur selten an Krankheiten zu leiden. Was

die Namensgebung der Kinder betrifft, so verweisen wir hier auf die unter A. f. Kap. I von uns gegebenen Bemerkungen.

b. Beschneidung.

Diese Gewohnheit war früher häufiger als heutigen Tages. Tschaka, der Despot der Zulus, soll den Gebrauch bei seinem Volke verhindert haben, und das Christentum hat ihn ebenfalls bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt. Er führt den Knaben in den Mannesstand ein und hat daneben eine religiöse Bedeutung, da man von hier an von ihnen als Mitgliedern der Gemeinschaft verlangt, daß sie den Regeln und Gebräuchen ihres Aberglaubens Folge leisten. Die jungen Männer aus mehren benachbarten Kraals kommen zusammen, gewöhnlich zur Erntezeit im Januar; eine besondere Hütte wird zu diesem Zwecke, vom Kraal abgelegen, erbaut, wo sie unter Martern und Feierlichkeiten von einem Älteren Unterweisung empfangen. Während dieses Zeitraums werden sie mit einem weißen Thon eingerieben und kein Weib darf ihrer Hütte nahen. Wenn die Wunde geheilt ist, werden sie an einen Fluß gebracht, wo sie einer Reinigung unterzogen werden. Darauf kehren sie zur Hütte zurück, verbrennen ihre frühere Kleidung und vergraben sorgfältig ihre Vorhäute und alles, was mit dieser Feierlichkeit im Zusammenhange steht, wie die zur Heilung verwendeten Kräuter u. s. w. Dies thun sie aus Furcht vor

den Hexen, von denen sie annehmen, daß sie einen üblen Einfluß auf sie auszuüben vermögen, sobald sie irgend etwas, das mit dem menschlichen Körper in Verbindung steht, in ihren Besitz gebracht haben.

Die jungen Männer kehren dann in ihre Wohnungen zurück und genießen volle Freiheit, zu thun, was ihnen beliebt. Tänze und Feste, begleitet von unsittlichen Übungen, sind die gewöhnlichen Folgen dieser ritualen Handlung. Ihre Körper werden jetzt wieder wie gewöhnlich mit Fett und rotem Thon eingerieben, und der Vater beschenkt seinen Sohn mit einem neuen Caroß (Fellmantel) und mit Waffen. Die ganze Feierlichkeit schließt mit einer Unterweisung über die Pflichten gegen ihren König, über ihren Kraal, ihre Eltern und ihr Volk in Krieg und Frieden. Rücksichtlich der entsprechenden Feierlichkeit bei den jungen Mädchen verweisen wir auf die Geschichte von Umkxakaza — wakogingqwayo unter Kap. I. A. f.

c. Heirat und Ehe.

Ein vollständiger Bericht über die Heiratsgebräuche bei den verschiedenen Stämmen würde eines der dunkelsten Bilder aus dem Leben der Bantus ergeben. Wir haben keinen Raum, um die Unterschiede anzuführen, die übrigens in der Hauptsache von geringerer Bedeutung sind, in den bei den Zulus, Betschuanen, Basutos, Xosas und Hereros ausgeübten Zeremonien. Wir können nur auf solche

Punkte eingehen, die mehr oder weniger ihnen allen gemeinsam sind.

Schon im Jugendalter sehen sich die Eltern nach einer möglichst vorteilhaften Heiratsverbindung für ihre Kinder um. Die Tochter, welche vom Vater als ein Teil seines Vermögens, wert so und so viel Stück Vieh betrachtet wird, wird gezwungen, denjenigen zum Manne zu nehmen, der die größte Zahl von Ochsen hergeben kann. Obgleich einigen bereits bejahrte Männer gegen ihren Willen aufgedrungen werden, so kommen doch auch Verbindungen auf Grund gegenseitiger Liebe vor. Die Betschuanen und Basutos drücken sich lieber so aus, daß sie den Eltern der Jungfrau Geschenke bei der Heirat gegeben haben, als daß sie sie gekauft haben. Wenn der Vertrag geschlossen ist, wird ein Ochse geschlachtet und beide Parteien geben sich zusammen dem Feste hin, womit der Handel beendigt ist. Einige Zeit pflegt noch zu verstreichen, bevor die Eheschließung stattfindet. Wenn endlich der Tag der Verbindung festgesetzt ist, begiebt sich das Mädchen mit ihren Freundinnen zur Hütte des Bräutigams, der ebenfalls seine Freunde versammelt hat. Während eines großen Teils des Festes bleiben die beiden Parteien von einander getrennt.

Mit Tanzen, Schmausen und Zechen wird ein großer Teil der Nacht verbracht, was sich mehre Tage hintereinander wiederholen kann. Schon nach kurzer Zeit erfährt

die junge Frau, daß sie nur die Sklavin ihres Gatten ist. Sie hat die harte Arbeit des täglichen Lebens zu verrichten, und falls Krankheit oder ungewöhnliche und unvorhergesehene Schwäche sie hindern sollte, ihrem Herrn zu dienen, so mag wol der enttäuschte Gatte von ihrem Vater die Rückleistung des Viehs fordern, das er bei der Hochzeit hingegeben hatte. Die Frau, welche unglücklicherweise unfruchtbar bleibt, wird in gleicher Weise nach ihrer väterlichen Wohnung zurückgeschickt neben der gleichen Rückforderung von Vieh. Unfruchtbarkeit ist eins der größten Mißgeschicke, die eine Frau treffen können, und wie bei den Patriarchen des alten Testaments, wird ihr, falls der Mann sie behalten will, gestattet, eine Dienerin anzunehmen, von der der Gatte statt von ihr selbst Nachkommenschaft erlangen mag.

d. Vielweiberei.

Diese ist ganz allgemein bei den Bantus anzutreffen. Die Zahl der Frauen pflegt von der gesellschaftlichen Stellung des Mannes abzuhängen. Jede Frau hat ihre eigene Hütte, und falls die Familie nicht allzu groß ist, schlafen die Kinder sämtlich in derselben Hütte mit ihrer Mutter. Eifersüchteleien und Streitigkeiten unter den Frauen und Kindern sind die natürlichen Folgen der Vielweiberei. Bei einigen Stämmen pflegt man sprichwörtlich zu sagen, daß ein Mann Eifersucht geheiratet

hat, wenn er der Zahl seiner Frauen eine neue hinzufügte.

Beim Tode des Vaters erbt der älteste Sohn seine Frauen, die von da an sein rechtmäßiges Eigentum sind mit Ausnahme seiner Mutter. Wie bei den Juden hinterläßt ein Mann, der kinderlos verstirbt, seine Frau seinem Bruder oder nächsten Verwandten, und das erste Kind derselben wird als Sohn des Verstorbenen betrachtet; ein Zug, der sich aus der Bedeutung erklärt, die jeder dem Vorhandensein von Nachkommenschaft beilegt.

Eine sonderbare Gewohnheit bei einigen Stämmen besteht darin, daß der Schwiegertochter verboten ist, den Namen ihres Schwiegervaters auszusprechen oder auch nur in Gedanken zu erwähnen. Gleicherweise darf der Schwiegersohn mit seiner Schwiegermutter in keinen Verkehr irgend welcher Art treten.

Diese Bestimmungen beruhen auf ihrer Abneigung gegen alle blutschänderischen Beziehungen. In anderer Beziehung dagegen legt der Bantu auf die Heiligkeit der Ehebande und der Jungfrauenschaft keinen besonderen Wert. Weiße, die jahrelang unter ihnen gelebt haben, versichern übereinstimmend, daß vollkommene Jungfrauenschaft nur selten vorkommt und daß es als ein Akt der Gastfreundschaft angesehen wird, einen Fremden, der einen Kraal besucht, nicht nur mit der nötigen Nahrung und Wohnung zu

versorgen, sondern auch mit einer der Frauen des Wirtes als Gesellschafterin für die Nacht.

e. Begräbnis.

Wie wir bei unseren Bemerkungen über die religiösen Begriffe näher ausführen werden, wird alles was sich auf Krankheit, Alter und Tod bezieht, mit einer Art von Schrecken betrachtet. Es wird erzählt, daß ein Zuluhäuptling jedes graue Haar von seinem Kopfe entfernen ließ, damit keine Zeichen des Alters an ihm bemerkbar wären. Kein Opfer wird gespart, wenn der Tod herannaht, um den gewaltigen Feind zurückzuschrecken oder um die zürnenden Geister zu beschwichtigen, die seinen Angriff verursachen. Bei einigen herrschte der Brauch, die Sterbenden an einen abgelegenen Ort zu schleppen, um dort ihr Leben als Beute der wilden Tiere auszuhauchen; so erschreckt werden sie durch den bloßen Anblick des Todes. Heute jedoch pflegt man sich um den Toten zu versammeln, und während die Männer in trauervollem Schweigen dasitzen, lassen die Frauen ihren Wehklagen und bitteren Thränen freien Lauf. Unter Umständen begeben sich auch die Frauen an einen abgesonderten Ort, um den Hingang eines lieben Genossen zu betrauern.

Das folgende ist die Übersetzung des Anfangs einer Leichenklage, aus der wir entnehmen können, daß die

Basutos eine gewisse Vorstellung von einem Orte der Ruhe und Freude nach dem Tode haben:

„Wir sind draußen zurückgeblieben,
Wir sind zur Mühe zurückgeblieben,
Wir sind zu Thränen zurückgeblieben,
O, daß doch im Himmel ein Platz für mich wäre!

Weshalb habe ich nicht Flügel, dorthin zu fliegen?
Wenn ein starkes Seil vom Himmel niederhinge,
Würde ich mich daran klammern; würde ich aufsteigen;
Würde ich steigen und dort wohnen."

(Casalis, Les Basutos. S. 243.)

Wenn ein gewöhnlicher Mann stirbt, wird ein Ochse geschlachtet und sein Blut auf das Grab gespritzt. Beim Tode eines Führers trauert der ganze Stamm und die Kühe bleiben ungemolken. Auch Menschenopfer werden dargebracht. Frau und Kinder eines angesehenen Häuptlings opfern sich wol bisweilen selbst bei seinem Tode, aber für gewöhnlich werden andere von niedererem Range als Genugthuung für die Geister ausgewählt. Noch gegen Ende letzten Jahres, kurze Zeit nach dem Tode des Königs der Swasies, sprach dessen Königin den Wunsch aus, daß dreizehn Menschen geopfert werden sollten, um die Genugthuung verlangenden Geister zu beschwichtigen. Manche dieser unmenschlichen Gewohnheiten sterben allmählich unter dem Einflusse der Europäer aus.

Es ist Regel, daß der Körper in ein enges Grab gelegt wird, in sitzender Stellung, die Kniee an die Brust

gebeugt, den Kopf zurückgelehnt auf einem Steine ruhend und die Arme auf der Brust gefaltet.

Prof. Henry Drummond erwähnt in seinem „Central-Afrika“ folgendes Erlebnis: „Ich sah einst das Begräbnis eines Afrikaners. Nach den Gewohnheiten seines Stammes wurde sein gesamter irdischer Besitz — und dieser war der durchschnittliche seines Stammes — mit ihm ins Grab gelegt, nachdem der Körper hinabgesenkt worden war, nämlich seine Pfeife, sein einfaches Messer, sein Thongefäß, endlich sein Bogen und seine Pfeile, — die Sehne in der Mitte durchschnitten, ein rührendes Zeichen, das sein Werk vollbracht war.“

D. Religiöse Anschauungen.

In seinem Naturzustande und unter günstigen Umständen kümmert sich der afrikanische Eingeborene wenig um das Mitleid, womit der Europäer ihn zu betrachten gewohnt ist, noch liebt er die Neugierde, mit der er von den meisten Fremden angestaunt wird. Wenn wir vollständig in ihr Leben einzudringen wünschen, um ihre Gedanken über die verschiedenartigsten Dinge zu verstehen, so dürfen wir nicht auf ihre Hütte und ihre einfache Kleidung mit Verachtung blicken. Dies ist schon im Allgemeinen richtig, aber noch mehr im Besonderen, wenn wir uns mit ihren religiösen Gefühlen bekannt machen wollen. Der Bantu verhält sich in hohem Maße schweigsam über diesen Punkt, er vermeidet

jedes Gespräch über die Gegenstände seiner Verehrung oder seiner Furcht. Beim ersten Anblick scheint es, daß die Araber gerechterweise dieser schwarzen Rasse den Beinamen Kafirs, d. h. Ungläubige, gegeben haben; denn sie haben keine Götzenbilder, keine Altäre, keine öffentlichen Andachtsstätten. Sie haben keine bestimmten Vorstellungen über ihren eigenen Ursprung oder den der Welt, in welcher sie leben. Sie haben in ihrer Sprache einen Ausdruck, der bedeutet „immer gewesen seiend — in einer unbegreiflichen Weise da sein", womit sie das Weltall bezeichnen wollen. Die unbestimmten Vorstellungen über ihren eigenen Ursprung haben wir bereits in Kap. I. aufgeführt. Sie geben zu, daß sie sich nicht mit diesen metaphysischen Fragen den Kopf zerbrechen. Der enge Kreis ihrer Gedanken schließt den einförmigen Verlauf ihres täglichen Lebens ein. Ihre gesamten geistigen Fähigkeiten vereinigen sie in der Sorge für ihre Herden, wie sie sie vermehren, wie sie am besten ihren Unterhalt verschaffen sollen. Mit Recht kann man behaupten, daß der gewöhnliche Bantu nur geringe Fähigkeiten für abstrakte Gedanken besitzt.

Doch hören wir auch von Männern wie Moshesh, dem Beherrscher des ausgedehnten Elan vom Krokodile, der Zeit findet, das Warum und Wie der Existenz der Dinge ins Auge zu fassen. Zum Beweise hiervon möge es uns gestattet sein, eine Stelle aus „Mes souvenirs" vom Verfasser von „Les Basutos" anzuführen.

„Zur Nacht", sagt Rev. Casalis, „ließ uns Mosheſh am Herde in dem Hause seiner Obergattin niedersitzen.

„Ihr glaubt also", meinte er, auf die Sterne weisend, „daß inmitten und jenseits von diesen allen ein allmächtiger Herr sich befindet, der uns alle geschaffen hat und der unser Vater ist? Unsere Vorfahren pflegten allerdings von einem Herrn des Himmels zu reden, und wir nennen noch jetzt jene großen leuchtenden Stellen, die ihr über euren Häuptern seht, den Weg der Götter, aber es scheint uns, daß die Welt seit immer dagewesen sein muß, ausgenommen freilich Menschen und Tiere, die nach unserer Anschauung einen Ursprung genommen haben, und zwar zuerst die Tiere und hierauf die Menschen. Doch wissen wir nicht, wer ihnen das Dasein gab. Wir beten die Geister unserer Vorfahren an und wir erbitten von ihnen Regen, reichliche Ernte, Gesundheit und gute Aufnahme bei ihnen nach dem Tode."

Als die Missionäre behaupteten, daß die gesamte Menschheit einen gemeinsamen Stammvater hätte, sagte einer der Oberratgeber: „Das kann nie der Fall sein: ihr seid weiß und wir sind schwarz." Worauf der Häuptling augenblicklich erwiederte: „Wie dumm! In meinen Herden sind weiße, rote und gefleckte Tiere. Sind sie nicht alle Vieh? Sind sie nicht alle von derselben Gattung und gehören demselben Herrn?" Bei einer anderen Gelegenheit gab derselbe Mosheſh seinen pessimistischen Anschauungen über das

Dasein des Bösen Ausdruck. Er bezeichnete das Böse als gewissermaßen vom Fatum verhängt oder wenigstens als die Folge einer unheilbaren Schwäche. „Gutes thun", sagte er, „ist dasselbe wie einen Stein zur Spitze eines Hügels hinaufzurollen; dagegen das Böse kommt von selbst: der Felsen rollt ohne Mühe den Abhang hinunter."

Mr. Arbousset führt in seiner „Narrative of an exploratory tour" ein höchst beachtenswertes Selbstgespräch an, das einen neuen Beweis für den in Frage stehenden Punkt bildet. Sekesa, ein Mosuto, freute sich, als er die weißen Leute sah, über die Möglichkeit, eine Lösung der Probleme seines Inneren zu finden. Wir können das Selbstgespräch nicht vollkommen anführen aus Mangel an Raum; es möge genügen, daß er sich lange mit den Fragen beschäftigt hatte, betreffend den Erhalter der Sterne in ihrem Laufe, das ununterbrochene Dahinfließen des Wassers im Flußbette, seine Quelle und weitere Bestimmung, den Ursprung der Wolken und des Windes und das Geheimnis des pflanzlichen Wachstums. Bezüglich eines anderen Beispiels derselben Art verweisen wir auf die Ansichten des Zulu-Agnostikers in Kap. I. A. k. 1.

a. Ahnenverehrung.

Zwar finden sich auch unbestimmte Begriffe über einen höchsten Geist bei ihnen, doch verehren sie mehr die Geister ihrer Vorfahren. Beim Tode eines Führers oder älteren

Verwandten, kann man sie Ausdrücke wie die folgenden gebrauchen hören: „Gedenke unser, dort wohin du gehst. Du hast eine hohe Stellung erlangt. Hilf uns gedeihen." Der Bantu glaubt, daß diese Geister, im Anschluß an eine ganze Reihe von anderen unsichtbaren Mächten beständig auf ihn einwirken, wodurch sein Charakter eine etwas düstere Färbung erhält, denn die Geister sind stets bereit, unheilsame Wirkungen auf die Lebendigen auszuüben.

Die Xosas, welche Quamata als das höchste Wesen betrachten, pflegen auf gewisse, längs des Weges befindliche Steinhaufen einen neuen Stein zu legen, wobei sie gewisse Worte vor sich hinmurmeln. Dies bedeutet, daß Quamata ihre Absicht begünstigen möge oder ihm ein gastliches Willkommen verschaffen in der nächsten Hütte, wo er um Nahrung und Zuflucht anspricht. Dieser abergläubische Gebrauch findet sich auch noch bei einigen anderen Stämmen.

Auch bezüglich anderer Wünsche, wie Gesundheit, Regen und dergleichen Wohlthaten, wendet man sich an den höchsten Geist, was insbesondere von Seiten der Häuptlinge geschieht, die, wie Kropf in seinem „Volk der Xosa-Kaffern" berichtet, nach Auswahl des Opfertiers die Geister folgendermaßen anrufen: „Ihr Geister meiner Vorfahren nehmt dies Opfer an, es ist eure Speise. Gebt mir Gesundheit nach eurer Barmherzigkeit." Als gute Vorbedeutung wird es angesehen, wenn das Tier während des Schlachtens

brüllt, dann ruft man: „Brülle laut, du Ochse unserer Geister!"

Ein Teil vom Blut und Netzfett wird auf Kohlen an einem abgelegenen Orte verbrannt, das Fett mit Räuchwerk den Geistern zu einem süßen Geruch, worauf die Mahlzeit folgt. Der Häuptling mit seinem Diener, der eine Eßmatte trägt, geht etwas bei Seite nach dem oberen Ende des Viehkraals und ruft: „Alles sei still! Ich bete zu Euch, Ihr Geister unserer Vorfahren, die Ihr so große und edle Thaten für uns verrichtet habt, um guten Fortgang und Glück. Ich bitte, daß ihr meinen Kraal mit Vieh, meine Scheunen mit Korn, meine Häuser mit Kindern füllet, damit ihr uns nie aus dem Gedächtnis kommt."

Neben dem eben erwähnten Bittopfer finden sich auch noch andere Arten von Opfern, wie Versöhn-, Dank- und Stärkungs-Opfer.

Neben der zuvor von uns erwähnten Bezeichnung Quamata für das höchste Wesen findet sich bei den Xosas auch der Ausdruck „u-Tixo", dessen sich insbesondere die dort lebenden Missionäre bedienen. Die Bedeutung dieses Namens ist den Eingeborenen unbekannt, sie behaupten nur, daß er von ihren Urgroßvätern herkomme. Einige Missionäre in Natal gebrauchen, nach Kropf, für Gott den Namen Unkulunkulu, d. i. der Größte, Angesehenste, Würdigste und nehmen Anstoß an u-Tixo, weil sie behaupten, es käme von dem hottentottischen „Tsui goabe"

her, was „verwundetes Knie“ bedeute, welche Bedeutung aber falsch ist und eher, nach Krönlein, „der schwer zu Erbittende“ ist. ǁ-Tixo ist wol eher mit dem in einer Gegend am Kongo gebrauchten „Tshikob“ verwandt.

Zwei Brüder, so erzählt die Sage, Söhne eines mächtigen Hottentottenfürsten, stritten sich um die Herrschaft. Der jüngere überwand den älteren, wurde aber am Knie verwundet und erhielt davon den Namen Tsui goab.

Als die ersten Missionäre zu ihnen kamen und fragten, wie sie das allmächtige Wesen nannten, sagten sie Tsui goab, von dem sie schon 1750 erzählten, er habe zwei Menschen geschaffen, ihnen Kühe, Spieße, Pfeil und Bogen, Keule und Schild zur Wehr gegeben, Schakalschwänze zum Schweißabtrocknen; er wohne in einem weißen Himmel, der blaue Himmel wehre ihm, seinen Zorn zu entladen.

Die Geister der Vorfahren erscheinen wol in der Gestalt einer Schlange oder irgend eines anderen Tieres, auf dessen passende Behandlung sie dann sorgfältig bedacht sind. Sie füttern sogar eine Schlange, wenn sie zu der Hütte kommt, und scheuchen sie behutsam fort oder warten geduldig, bis sie von selbst ihren Platz verläßt. Das Wort Molimo, welches sich bei den Betschuanen und Basutos findet, bezeichnet, wie Quamata bei den Xosas, eine unklare Vorstellung von einem höchsten Wesen, von mehr oder weniger unpersönlichem Charakter. Bezüglich der wörtlichen Bedeutung von Molimo stimmen die beiden zuständigen

Autoritäten, Dr. Bliek in seiner vergleichenden Grammatik und Rev. Casalis, nicht überein. Jener will es bedeuten lassen der Erste, der Erzeuger der Rasse, der Vorvater par excellence, während dieser es mit der Wurzel „holimo" (oben, im Himmel) in Verbindung bringt, wonach die Bedeutung dann sein würde: er, der im Himmel ist. Rev. Gonin meint, daß das Wort vielleicht mit dem Worte „molemo" der Setschuana-Sprache zusammenhängt, das gut, auch Arzenei bedeutet. In der Sprache der Eingeborenen wird das Wort Molimo mehr in unpersönlichem Sinne gebraucht und hat als Pluralzeichen nicht „ba" wie die Personennamen, sondern „me".

Wie Merensky in seinen „Beiträgen zur Kenntnis Süd-Afrikas" erwähnt, berichtet schon ein alter portugiesischer Schriftsteller de Barros von den Eingeborenen Monomatapa's im Westen von Sofola: Sie glauben an einen Gott, den sie Modimo nennen. Modimo, Morimo, Molimo ist der noch heute unter allen Betschuanen und Basutos lebende Name Gottes. Der Name bedeutet soviel als „höchstes Wesen".

Mit diesem Gott verbindet den Heiden allerdings kein Glaube, der unserem Christenglauben ähnlich wäre, zu ihm hat er keine Liebe, die man irgendwie erkennen könnte; Molimo ist das alles bestimmende Schicksal. Er hat die Welt geschaffen, giebt Leben und sendet den Tod, auch Glück und Wohlergehen kommt von ihm. Zu diesem Gott

aber betet das Volk nicht mehr, nur der Zauberer mag bei seinen Anrufungen wol noch den Namen Molimo gebrauchen.

Wenn die Betschuanen über die Gottheit befragt werden, sagen sie, daß sie kaum irgend etwas davon wissen, daß aber ihre Vorväter mehr Kenntnisse davon gehabt hätten. Sie stellen sie sich als im Innern der Erde lebend vor. Sie schenken ihr nur sehr wenig Beachtung und haben keinen öffentlichen Gottesdienst ihr zu Ehren. Einige betrachten den Molimo sogar als einen bösen Geist; der verstorbene Mr. Brink, der unter ihnen wirkte, nahm Molimo für den Teufel. Molimo hat keinen oder wenig Einfluß auf ihre Lebensweise und ihre Sitten. Jede Familie glaubt unter dem unmittelbaren Einflusse der Geister ihrer Vorfahren zu stehen, während der Stamm als Ganzes betrachtet gewöhnlich die Vorfahren des regierenden Herrschers als Gegenstände der nationalen Verehrung ansieht. Dementsprechend richteten die Basutos ihre Bitten früher an Monaheng und Motlumi, von denen ihre Häuptlinge abstammten. Man unterscheidet zwischen den alten und neuen Gottheiten oder Geistern. Die letzteren besitzen geringere Macht, sind aber leichter zugänglich, woher die häufig angewendete Gebetformel stammt: „Neue Götter, bittet die alten für uns!“ Sie betrachten diese Geister ihrer Vorfahren oder Häuptlinge nicht als wirkliche Gottheiten sondern als eine Mittel-

stellung einnehmende Wesen. Sie nennen sie zwar Melimo, aber nur in einem relativen Sinne. Dieselbe Bezeichnung pflegen sie ihren lebenden Häuptlingen beizulegen; auch die Missionäre erhalten unter Umständen diesen Namen. Ihre Verehrung dieser Geister ist mehr Sache einer abergläubischen Furcht als einer Liebe wegen Wohlthaten, die sie ihnen erweisen könnten. Sie kann in keiner Weise als Anbetung derselben bezeichnet werden. Im Gegenteil werden diese Geister häufig als grausame und böse Gestalten betrachtet, die den Menschen Krankheit und Tod bringen, um hierdurch ihre Zahl in den Regionen, wo sie ihren Aufenthalt haben, zu vermehren. Mit Rücksicht hierauf müssen sie beschwichtigt werden, und deswegen werden ihnen häufig Opfer gebracht bei besonderen Gelegenheiten, wie bei Krankheit und Tod, Hungersnot und Krieg. Nicht immer dieselben Geister werden verehrt. Wenn ein Häuptling oder ein einflußreiches Mitglied eines Clans oder einer Familie stirbt, so nimmt in vielen Fällen sein Geist die Stelle der früher Verehrten ein. Verschiedene Familien und verschiedene Stämme pflegen auch verschiedene Geister zu haben, die sie verehren. So lange Friede und Wohlstand herrscht, wird dieser Wesen nicht besonders gedacht, sondern nur wenn irgend ein persönliches oder allgemeines Mißgeschick sie befällt.

Als wertvolle Ergänzung unserer Ausführungen mögen die folgenden, dem Evangelischen Heidenboten Febr. 1889

entnommenen Mitteilungen des Rev. Schmidt dienen, die sich auf die an der Goldküste herrschenden Anschauungen beziehen. „Die Geister", sagt er, stehen nicht alle auf einer Stufe und genießen darum nicht das gleiche Ansehen. Es werden hauptsächlich drei Arten unterschieden: 1) Landes-abosom, 2) Familien-abosom und 3) Wahrsager-abosom. Die beiden ersten heißen auch „große, mächtige Geister" und sind allgemein und öffentlich anerkannt. Ihnen schreibt man Macht über Leben und Tod zu; bei ihnen werden auch feierliche und bindende Eide geschworen. Ein falscher Eid bei einem dieser großen Abosom fordert Menschenblut."

Das folgende sind die eigenen Worte eines Zulu, welche unsere obigen Bemerkungen vollkommen bestätigen:

„Wir Schwarzen verehren nicht alle unsere Amatongo (Vorfahren), d. h. alle Verstorbenen unseres Stammes ohne Unterschied. Um allgemein zu sprechen, wird das Haupt jedes Hauses durch die Kinder aus jenem Hause verehrt, denn diese kennen nicht die übrigen Vorfahren, welche tot sind, noch wissen sie deren Namen. Sondern ihr Vater, den sie kannten, ist das Haupt, mit dem sie ihre Gebete anfangen und endigen, denn sie kennen ihn am besten und seine Liebe für seine Kinder. Er wird uns in derselben Weise behandeln, jetzt wo er tot ist. So ist es, obgleich wir die vielen Amatongo unseres Stammes verehren, die eine große Umzäunung um uns zu unserem

Schutze machen; jedoch unser Vater steht weit vor allen anderen, wenn wir die Amatongo verehren. Unser Vater ist ein großer Schatz für uns, selbst wenn er tot ist. Wenn Krankheit im Kraal ist, lobt ihn der älteste Sohn mit allen ruhmvollen Beinamen, die er im Kampfe in der Schlacht erwarb, und lobt zugleich alle die übrigen Amatongo."

Unkulunkulu (der Allerälteste) spielt die wichtigste Rolle in der Verehrung der Zulus. Man muß annehmen, daß er an der Spitze der Reihen von Geistern steht, denen Verehrung gezollt wird. Der Ursprung dieses höchsten Geistes ist von der Überlieferung nicht genau festgestellt worden. Die Sagen melden von ihm: „U'nkulunkulu wa — dabuka o — hlangeni." Von der Bedeutung des Wortes hlangeni hängt die richtige Auslegung ab. Einige übersetzen den Ausdruck folgendermaßen: U. entstammte dem Urstamm; was von Dr. Fritsch und Dr. Döhne in ihrem Zulu-Kafir Dictionary für richtig erklärt wird. Dr. Bleek andererseits, in Übereinstimmung mit Rev. Casalis und Dr. Callaway, glaubt, daß das Wort hlangeni Sumpf oder Rohr bedeute. Die Bedeutung unseres Ausdrucks würde dann sein: U. entsprang dem Rohr. Als weitere Bestätigung der letzteren Ansicht führen wir an aus einem Briefe, den wir über diese Frage von vier eingeborenen Studenten der Theologie des Lovedale Instituts erhielten: „Bei diesen Stämmen herrscht die Meinung vor, daß sie insgesamt von Uhlanga entsprangen, welches Wort jetzt als Bezeichnung

für Volk gebraucht wird, das aber in einigen jener Dialekte der Ausdruck für Rohr ist; daher stammt die von einigen vertretene Meinung, daß sie im Anfang dem Rohre entsprangen." Unkulunkulu selbst, sagen die Zulus, entstammte dem See- und Sumpf-Distrikte Mittelafrikas und hat auch Menschen daraus hervorgebracht.

Bei einer Unterredung mit dem Rev. Dr. Merensky, der gegenwärtig Missionsinspektor in Berlin ist, über diesen Gegenstand, brachten wir in Erfahrung, daß er der Bezeichnung Uhlanga eine tiefere Bedeutung beilegt. Er findet in diesem Worte den Begriff „Sproß, Lebensanfang", aus dem dann Unkulunkulu sich entwickelte, und zwar im Anfang (Kukala), der aus derselben Substanz das menschliche Geschlecht schuf. (Vgl. Kap. I. k. 1.) So erscheint Unkulunkulu nicht als Gott, sondern als eine Art von Demiurg; derselbe Begriff mag mit Molimo verbunden werden und den ihm entsprechenden höchsten Geistern der anderen Stämme. Zum Vergleiche hiermit fügen wir die Äußerungen des Rev. Schmidt an im Evangelischen Heidenboten Febr. 1889, der sich über die Eingeborenen von der Goldküste folgendermaßen ausspricht: „Unsere Eingeborenen unterscheiden sehr bestimmt zwischen Gott dem Schöpfer und Erhalter der Welt und den von ihm erschaffenen und ihm untergeordneten Geistern oder Dämonen. Was sie von Gott glauben, drückt sich in den Namen aus, die sie ihm geben. „Onyame", die gewöhnlichste Bezeichnung, heißt

„der Prächtige, der Herrliche“. Sie nennen ihn außerdem den Gewaltigen, den Schöpfer der Dinge. Da Gott keinen unmittelbaren Verkehr mit dem Menschen hat, so hält der Neger es für unnötig, zu ihm zu beten oder ihm zu opfern. Weder die Liebe zu Gott noch die Furcht vor ihm macht sich im Leben der Neger als eine bestimmende Macht geltend. Doch fehlen Spuren von Gottesfurcht nicht ganz. Wenn zwei mit einander eine böse That planen, so sträubt sich vielleicht im letzten Augenblicke noch einer von ihnen und giebt den Grund an: „Misuro Onyame“, d. h. „ich fürchte Gott“. „Er scheut sich weder vor Menschen noch Gott“ ist die Bezeichnung für einen Menschen, der zu jeder bösen That fähig ist.

Übrigens sind die Gedanken über Gott und nicht minder die Vorstellung, die sich die Neger von Gott machen, ziemlich verschwommen.

Nach den einen ist Gott das sichtbare lichte Himmelsgewölbe, das sich über Erde und Meer ausbreitet; nach anderen ist der Himmel nur „Gottes Angesicht“. Wenn man einen Säugling auf den Armen hält, und er die Augen aufschlägt und nach oben schaut, sagen die Leute, er schaue nach Gott. „Wenn die Henne Wasser trinkt, so zeigt sie es Gott.“

Daß Gott den Menschen Böses zufüge, Unglück und Leiden schicke oder sie gar um ihrer Sünden willen strafe, das traut ihm im Grunde niemand zu. Er ist vielmehr

der Gütige und Barmherzige, der sich namentlich der Unterdrückten und der Notleidenden unter seinen Geschöpfen annimmt. Diese Anschauung kommt in vielen Sprichwörtern zum Ausdruck, z. B. „Schickt dir Gott eine Krankheit, so sorgt er dir auch für eine Arzenei." „Wenn dir Gott voll einschenkt, und ein Mensch verschüttet (aus Neid oder Bosheit) einen Teil davon, so füllt dir Gott wieder auf." Obwohl nun unsere Neger mit dem Sprichwort „Alle Menschen sind Gottes Kinder, niemand ist der Erde Kind" klar bezeugen, daß sie göttlichen Ursprungs sind, so fragen sie doch in Wahrheit sehr wenig nach ihrem Schöpfer. Sie fühlen sich vielmehr von eingebildeten Geistern oder Dämonen abhängig, welche alle, so zahlreich und verschiedenartig sie auch sind, den gemeinsamen Namen Obosom (Plural Abosom) führen. Mit ihnen verkehren sie nicht nur mehr als mit Gott, sondern sie haben dieselben geradezu an seine Stelle gesetzt.

Seit mehr als 400 Jahren sind die Neger von der Goldküste mit den Europäern bekannt. Von ihren Gedanken über den Begriff Gottes sind einige europäischen, andere mohammedanischen Ursprungs, doch bilden mehre, als wir denken, ihr ursprüngliches Eigentum. Fetischdiener sind sie nicht. Hier und da wird von zwei ursprünglichen Menschenpaaren gesprochen, einem weißen und einem schwarzen, auch wol von zwei Göttern, einen für jedes. Früher war Gott (der Himmel) den Menschen viel näher.

Wenn jemand irgend etwas nötig hat, so erhebt er einfach einen Stock gen Himmel, und Fische u. s. w. sollen dann im Überfluße zu ihm kommen. Aber ein Weib schlug unglücklicherweise Onyame ins Angesicht mit ihrem Stocke, und dieser zog sich infolge dessen nach oben zurück. Von da an mußte der Mensch für sich selber Sorge tragen.

Je weiter wir in Afrika nach Norden kommen, desto mehr stimmt der Gottesbegriff der Neger mit dem christlichen überein.

Der Glaube der Neger an das Dasein Gottes ist ein weiterer Beweis dafür, daß Fetischdienst nicht ursprünglich Gottesdienst ist. Diesen einen Gott nennen die Ga-Neger Nyongmo oder Mawu, die Tschi-Neger Nyankopong oder Onyame. Diese Bezeichnungen kommen in ihrer Sprache nicht in der Mehrzahl vor. Die Neger kennen eben nur einen Gott, der über allem Geschaffenen steht. Sie wissen, daß Gott Erde und Himmel geschaffen hat und sie unterhält. Er ist ewig, allweise und allgütig. Gott regnet und donnert, sagen sie. Sie haben ein Sprichwort: „Moko tschwo gbeke Nyongmo", d. h. niemand kann einem Kinde Gott lehren, d. h. jeder weiß ohne Unterricht, daß es einen Gott giebt.

Bei den Ova-Hereros oder Damaras finden wir den Namen Mukuru. Wie einige behaupten, wird dieser als der Schöpfer von Himmel und Erde verehrt und neben ihm auch die Geister der Abgeschiedenen, und die verschiedenen Opfer zusammen mit einer Art Verehrung des

Feuers und eines bestimmten Baumes standen ursprünglich in Verbindung mit dem Mukuru-Kultus. Andere behaupten, daß jeder Kraal seine eigene Mukuru- und Geister-Verehrung habe. Dann würde eine Übereinstimmung herrschen mit der allgemeinen Gewohnheit der Bantus, einen höchsten Geist und daneben eine Mannigfaltigkeit von anderen Geistern zu verehren. Ersterer ist gewöhnlich der Geist eines erlauchten Vorfahren, wie denn in der That Mukuru beim Volke als ein Urahne der Hereros gilt.

Bei einem ihnen nahestehendem Stamme, den Ovambos, finden wir statt des Namens Mukuru das Wort Karunga, worüber Rev. Brincker in seinem „Wörterbuch der Otji-Herero" bemerkt: Bei den Ovambos scheint dieser Name ein großes, höheres Wesen zu bedeuten, ob ein gutes oder böses Prinzip, ist nicht zu entscheiden. Nachdem die Mission auch zu den Ovambos gelangt ist, wird dieser Name ausschließlich für Gott gebraucht. Karunga wird nur hauptsächlich bei den nördlichen Hereros als eine Interjektion gebraucht in Fällen, in denen man besonders glücklich ist, z. B. „nani Karunga, matu hupu", vielleicht = Deo iuvante werden wir am Leben bleiben.

Die Heiligkeit, welche die Hereros der Feuerstätte der Familie beilegen, hat einige Forscher zu der Annahme verleitet, daß bei den Hereros sich Feueranbetung fände. Sie legen der gerade vor dem Hause der Häuptlinge befindlichen Feuerstätte die höchste Wichtigkeit bei. Dies ist der Mittel-

punkt für alle Opferhandlungen zu nationalen Zwecken. Sollte die Tochter des Königs, deren Amt es ist, dieses Feuer stets brennend zu erhalten, es ausgehen lassen, so wird dies als ein böses Zeichen betrachtet. Das Feuer wird jedesmal, wenn der Ort des Kraals verändert wird, behutsam an die neue Stelle übertragen. Die Neuvermählten empfangen ihr Feuer von dem elterlichen Herde. Ebenfalls wird ein Baum in der unmittelbaren Nachbarschaft des Familienfeuers als geheiligt angesehen; an ihm werden Stücke des Opfertiers aufgehängt als Gabe für den Ova-kuru. Die Stellung, welche dieser Baum einnimmt, steht wahrscheinlich mit einer unter den Damaras allgemein verbreiteten Mythe in Verbindung, bezüglich deren wir auf Kap. I. A. k. 5 verweisen.

Mit Bezug auf unsere Ausführungen in Kap. I. wollen wir noch die Worte eines Negers über diesen Gegenstand hinzufügen, wie sie Rev. Brincker im Globus Bd. 49 u. 50, S. 247 wiedergiebt: „Man sagt Menschen sie kommen aus dem Omumborombonga, er ist im Kaoko und er ein Baum großer sehr, und er hat ein Loch, und er es, der geboren die Menschen. Und Menschen, wenn sie kommen an Omumborombonga, diesen sie errichten Feuer (Opferstellen) uud sie opfern da und sie beten zu ihm. Und der welcher vorbeigeht ohne, er stirbt, er nicht vorbeigehe mit (einem) Menschen wiederum; nicht er flucht, wenn er kommt an Baum diesen. Einige sie opfern da Stränge gläserner

und eiserner Perlen, sie (dieselben) legend in Höhlung Baumes dieses, aber einige sie schlachten Opfertiere, man sagt so. Und wir so wie wir hören, wir hören, daß da an der Seite der See dort im Kaoko es wird genannt da Omundjavara. Aber das Kleinvieh, man sagt, sie kommen aus einem Felsen, und Rinder und Lebewesen, welche sind unter Menschen. Aber Dinge diese, sie werden geredet (erzählt als ein) Mysterium." Nicht jeder Omumborombonga-Baum wird verehrt, sondern nur ein einziger, besonders ausgezeichneter und großer Baum im Kaokolande. Die früheren Hereros hatten einen solchen besonderen Baum, an dem sie ehrfurchtsvoll einen Grasknollen aufhingen oder an dessen Fuß sie einen Stein niederlegten, wobei sie beteten: „Gegrüßt, unser Vater!" „Minikua, tate sei!" Der Glaube an diesen Baum ist jetzt ausgestorben, und kein neuer ist an seine Stelle getreten. „Man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß ein Herero heute nur noch an seine Kinder und sein Vieh glaubt." Doch sprechen sie immer noch vom Kaokolande als von ihrer ursprünglichen Heimat und preisen es als ein glückliches und heiliges Land, zu dem sie gern zurückkehren möchten. Der echte Omumborombonga muß sich in jenem Lande befinden, aber wo, scheint niemand zu wissen. Bei diesem Baume hielten, der Sage zufolge, früher fromme Hereros ihre Viehopfer ab. Jetzt freilich würde für gewöhnlich kein Herero daran denken, sein geliebtes Vieh zu opfern. Rev. Brincker glaubt,

daß die unerhörten Verheerungen, die verschiedene Ursachen unter diesem Volke angerichtet haben, sie jedes religiösen Gefühls beraubten und dadurch auch ungeeigneter zur Annahme des Christentums machten.

b. Zauberei.

Wie wir gesehen haben, glauben die Bantus an eine Geisterwelt, die im Stande ist, sie in gutem oder bösem Sinne zu beeinflussen. Und wie es bei allen Völkern zu geschehen pflegt, wo Geister verehrt werden, nehmen ihre Anrufungen dieser Wesen weniger die Gestalt von Gebeten als von Beschwörungen an. Die Geister werden nicht geliebt, sondern gefürchtet, und zu ihrer Beschwichtigung pflegt der Bantu entweder selbst sich mit kurzen Worten an sie zu wenden oder sich einer bei ihnen lebenden Menschenklasse zu bedienen, die als Doktoren und Priester bekannt sind. Diese bilden zusammen die Kaste der Zauberer, deren Hauptaufgabe darin besteht, im Falle eine Person krank wird, zu entdecken, unter dem Einflusse welcher Geister sie sich ihr Leiden zugezogen hat.

Bei den Ama Xosas führen die Doktoren und Priester den Namen Isi-ntonga, entsprechend den Ngaka der Betschuanen und den Isi-nyanga der Zulus. Sie handeln, wie wir gesehen haben, als die Vermittler zwischen den Geistern und Menschen und bilden eine Kaste, die ihr Geheimnis sorglich bei sich bewahrt hat. Keiner wird in ihre

Zahl aufgenommen, der nicht eine bestimmte Probezeit und besondere Vorbereitungen überstanden hat. Sie haben die Erscheinung von kränklichen und nervösen Menschen, deren Körper durch die Anstrengungen gelitten haben, die ihre widernatürlichen Künste mit sich bringen. Als Boten der Geisterwelt werden sie häufig in ekstatischem Zustande angetroffen. Sie stehen unter Aufsicht der Häuptlinge, die ihnen befehlen können, zu ihrem eigenen Nutzen oder in dem ihres Volkes zu handeln. Wenn sie fürchten, daß irgend ein Mißgeschick droht, werden die Priester nach dem Orte berufen, wo das versammelte Volk seine rauhe Musik macht, die es mit seinen unschönen Tänzen begleitet. Dies geschieht, um auf den Wahrsager einzuwirken und seinen Blick zu klären, damit er nur Zuverlässiges spricht. Der Priester, in alle Arten von Krimskram gekleidet, als Lumpen, Federn, Knochen, Schlangenhäute, Zähne ꝛc. führt gleichfalls seine ermüdenden Tänze aus, bis er schließlich erschöpft in einen Zustand völliger Geistesabwesenheit fällt. Er wird jetzt für fähig erachtet, Anfragen jeder Art über die Zukunft zu beantworten.

Man weiß von den Ama Xosas, daß sie Handlungen von großer Grausamkeit beim Auszuge zur Schlacht begingen, in Verbindung mit ihrem thörichten Glauben an Zaubermittel und Geister. Mit seinem Flittertand bedeckt stürzt der Priester in die Mitte des kampfbereiten Heeres, um es des Erfolges beim Anprall zu versichern. Tanzend

zum Gesange der Krieger und unter dem Einfluße der Inkosi weist er einen Ochsen an, auf den sich die Männer augenblicklich wie ebenso viele Raubtiere stürzen. Mit Hilfe ihrer Assegais reißen sie dem lebenden Tiere einen Vorderfuß aus, werfen ihn in die Asche eines brennenden Feuers, und jeder erhält seinen Anteil an dem frischen Zaubermittel, indem jeder Krieger mit der Asche dieses verbrannten Beines bestrichen wird. Erst nachdem alles dies geschehen ist, töten sie das arme Tier und verschlingen diejenigen Teile seines Fleisches, die nicht als für die großen Inkosi bestimmt bei Seite gelegt worden sind. Keine Frau oder Kind darf dies Fleisch berühren. Sollte irgend einer das Unglück haben, in der hierauf folgenden Schlacht getötet zu werden, so geschah dies nur, weil die Inkosi irgend einen persönlichen Groll gegen ihn hegten. Falls die Schlacht verloren geht, wird diese Gesetzwidrigkeit dadurch erklärt, daß man sagt, die Zaubermittel der Gegenpartei seien stärker als die eigenen gewesen, und der arme Priester, der sein Geschäft nicht verstand, mag sich darauf gefaßt machen, daß er, wenn der Häuptling zustimmt, an Händen und Füßen gebunden in den nächsten Fluß geworfen wird oder sein Ende in irgend einer anderen gräßlichen Weise findet.

Den sogenannten Regendoktoren wird Gewalt über die Wolken zugeschrieben. Ihre Thätigkeit wird gleichfalls durch die Opferung eines Ochsen eingeleitet, den der Häupt-

ling zu diesem Zwecke sendet. Der Ochse wird für den großen Geist getötet und eine endlose Mannigfaltigkeit von Zeremonien vorgenommen, deren Ausdehnung von der Laune des Priesters oder Doktors abhängt. Sein Zweck geht natürlich dahin, das Volk durch seine Hantierungen zufrieden zu stellen und sie in guter Laune zu erhalten, bis der Himmel Regen schickt. Wenn der Regen nicht den Erwartungen gemäß eintritt, so wird die Ursache davon dem einen oder anderen Übelthäter aus dem Volke in die Schuhe geschoben, und wehe demjenigen, der nicht auf gutem Fuße mit dem Regenmacher gelebt hat. Wenn seine Kunst sich jedoch in einer Reihe von Fällen als erfolglos erwiesen hat, fällt er häufig dem wütenden Volke zum Opfer und teilt dann das Schicksal derjenigen, die er selbst hatte töten lassen. Nicht nur der Doktor gebraucht Zaubermittel und giebt vor, die Zukunft vorhersagen zu können, sondern auch der gewöhnliche Mann trägt fast beständig einen kleinen Sack an der Seite mit seinen Amuletten, bei denen er in bedrängten Lagen Hilfe sucht. Er besitzt häufig einen Satz von kleinen Gelenkknochen, die er nach Art der Würfel zu werfen pflegt, um ausfindig zu machen, welche Richtung sein Feind oder sein verlaufenes Vieh eingeschlagen haben oder wo er Wasser für seine Herden finden kann.

Sie haben auch eine Kaste von Schlangendoktoren, denen sie die Fähigkeit zuschreiben, die von einer giftigen Schlange oder einem Insekte Verletzten zu heilen. Die

Anwesenheit des Doktors gilt als höchst wichtig, während die von ihm angewendete Arzenei nur von untergeordneter Bedeutung ist. Der Doktor selbst ist gefeit gegen das giftigste Tier; dies suchen auch diejenigen jungen Männer zu erreichen, welche in die Genossenschaft dieser Leute eintreten wollen. Unter Leitung eines erfahrenen Doktors nimmt er nach und nach so viel Gift zu sich, daß sein Körper gänzlich damit gesättigt wird. Wenn diese gefährliche Prozedur glücklich durchgemacht ist, wird er in die weiteren Geheimnisse eingeführt und schließlich zum Schlangendoktor erklärt.

Alle diese Arten von Doktoren haben eine wirkliche Kenntnis der Heilkraft gewisser Pflanzen und wissen diese zu ihrem eigenen Vorteile auszunutzen. Die vorher erwähnten Kasten sind nicht leicht zu unterscheiden; jeder wirkt in der Eigenschaft, worin er am meisten Erfolg und Beliebtheit beim Volke erlangt. Sie sind häufig die Reichsten im Stamme nach den Häuptlingen.

c. Hexenwesen.

Im engen Zusammenhange mit ihrem Glauben an den direkten Einfluß der Geister auf ihr Leben, sind die Bantus auch von der Macht der Hexerei überzeugt. Diese teuflische Kunst ist ein sehr weit unter ihnen verbreitetes Übel und gewöhnlich mit Handlungen von erschreckender Grausamkeit verbunden. Die Hexenmeister können nach

ihrer Meinung durch ihre geheime Thätigkeit jede Form von Krankheit oder Mißgeschick hervorbringen. Sie wissen selbst nicht, woher ihnen diese Kunst zukam. Die Basutos behaupten, daß eine frühere Königin sie in ihre Mitte einführte, aber der Bericht über diesen Ursprung ist vielleicht selbst nichts anderes als eine Hexengeschichte. Die Bantus achten stets sorgfältig darauf, daß nichts umherliegt, was mit ihrem Körper in Verbindung steht, wie Haare, Nägelschnitzel, Blut u. s. w. Der Zauberer, der irgend einen dieser Gegenstände in seine Gewalt bekommt, benutzt ihn für seine bösen Anschläge zur Qual seiner Nachbarn. Außer dieser giebt es noch unzählige andere Weisen, in welchen der Hexenmeister den Gegenstand seines Hasses beeinflussen kann. Seine Blicke, Bewegungen und Worte, zusammen mit verschiedenen anderen Mitteln dienen dazu, ihn zu rächen. Sie glauben auch, daß der Zauberer sich verschiedener Tiere, wie Affen und Raubvögel, bedienen kann für seine Zwecke, und wenn eins dieser Tiere einem von ihnen in ungewöhnlicher Weise erscheint, so gilt dies als Zeichen, daß der Zauberer dabei ist, einen seiner verhängnisvollen Streiche zu spielen.

Wenn ein Eingeborener auch nur von einem leichten Unwohlsein befallen wird, gilt dies als Wirkung der Hexerei, und die unglückliche Person mag es für erforderlich halten, weit von ihren Freunden und ihrer früheren Umgebung fortzugehen, um ein elendes Leben zu führen und auf dem

Felde zu sterben. Sie glauben, daß in einem solchen Falle der Kranke unbedingt von derjenigen Person entfernt werden muß, in deren Banne er steht. Es wird erzählt, daß eine Lieblingsfrau von Mosheſh in dieſer Weiſe gebannt worden war und durch nichts überredet werden konnte, in ihre bequeme Wohnung zurückzukehren, wo ſie doch ärztliche Hilfe hätte empfangen können. Sie zog es vor, in der Einöde unter einem Felſen, nur von einer Freundin begleitet, zu ſterben, anſtatt an die Stelle zurückzukehren, wo der unbekannte böſe Einfluß Wirkſamkeit auf ſie hatte. Sie erklärte, daß die anderen Frauen Mosheſh's aus Eiferſucht auf ihre Stellung ihr Bier aus einem behexten Gefäße dargereicht hätten, und daß ein Rabe, der ſich auf ihr niederließ, als ſie außerhalb der Hütte ruhte, eine weitere Beſtätigung ihres Schickſals wäre.

Eine andere Frau blieb hartnäckig dabei, den Tod ihres Kindes einem behexten Knochen zuzuſchreiben, den ein Nachbar auf das Feld geworfen hatte, von dem des Kindes Nahrung entnommen war.

Es iſt ſchwierig anzugeben, wo die Grenze zu ziehen iſt zwiſchen dem, was ſie als Einfluß der Geiſter und ſolchen der Hexenmeiſter und Hexen betrachten; auch ihnen ſelbſt dürfte die Löſung dieſer verwickelten Frage wol kaum gelingen. Dies iſt nur eins der zahlreichen Beiſpiele für die Verwirrung, die in den Gemütern der Eingeborenen

über Gegenstände abstrakter Art herrscht, welche sich auf die unsichtbare Welt beziehen.

Jeder, der als Ausüber von Hexerei gilt, wird erbarmungslos verfolgt und aus dem Wege geräumt. Häuptlinge, die bei ihrem Volke Einfluß besitzen, finden in der Beschuldigung der Hexerei häufig einen Vorwand gegen einen Unterhäuptling, der eine Neid erregende Stellung unter ihnen erlangt hat, oder gegen einen Unterthan, der in Folge Wohlergehens sich den begehrtesten Besitz an Herden verschaffte.

Ein Beispiel der entsetzlichsten Art findet sich in „Les Basutos." Einer von zwei Unterhäuptlingen, die beide von derselben Mutter stammten, hatte aus Eifersucht unter der falschen Beschuldigung der Hexerei seinem reichen Bruder den schrecklichsten Tod zu bereiten gesucht. Zwei dicht nebeneinander belegene Steinblöcke gaben seinen Peinigern den Gedanken ein, ihn lebendig zu rösten; sie zündeten ein Feuer an rings um diese Felsen, und als sie glühend heiß geworden waren, befestigten sie den als Zauberer bezeichneten an einem in dem dazwischen befindlichen engen Raume errichteten Pfosten. Bewaffnete stachen nach ihm, und jede Bewegung, die er machte, um ihren Speeren zu entgehen, verursachte ihm schreckliche Leiden. Sein Körper war bald nur eine einzige Wunde und der Tod, den der Unglückliche mit lauter Stimme als Erlösung anrief, kam nur langsam zu seiner Hilfe. Für alle, die als unter dem Einflusse

von Hexen stehend betrachtet werden, giebt es ein Rettungsmittel, welches darin besteht, daß sie sich an die Doktoren wenden, welche es verstehen, die Befallenen mit ihren Kräutern und Zaubermitteln zu heilen. Diese Doktoren werden auch von den Häuptlingen und anderen benutzt, um die verhaßten Zauberer ausfindig zu machen.

Im Sommer vorigen Jahres wurden zwei Unterhäuptlinge oder Indunas der Matebele als Gesandte nach England geschickt. Bei ihrer Rückkehr suchten sie zuerst die Gegenwart ihres Königs auf, der sie zunächst von seinen Doktoren behandeln ließ, aus Furcht, daß sie während ihrer Reise unter dem Einflusse von Hexerei gestanden hätten; ebenso ließ der König sich selbst behandeln. In dieser Behandlung blieben sie drei Wochen lang, bis der Mond wechselte; erst dann ließ der König sie vor seiner Person erscheinen. Auf seine Frage, was sie zu erzählen hätten, erwiederten sie, daß sie viel gesehen hätten und große Neuigkeiten mitbrächten. Darauf berichteten sie von den Wundern ihrer Reise, von dem englischen Lande und seinen Soldaten, von der Größe und Güte des englischen Volkes. Als der König dies hörte, sprang er auf und rief: „Ihr lügt! Aus meinen Augen mit euch!“ Der Berichterstatter meint, es sei unwahrscheinlich, daß die unglücklichen Indunas noch lange am Leben gelassen würden, da der Groll des Königs sie als unter dem Einflusse von Hexen stehend bezeichnet habe; er würde bald einen Grund für ihre Tötung gefunden haben.

d. Andere Arten von Aberglauben und Magie.

Fast alles, was wir in diesem Kapitel gesagt haben, trägt das Kennzeichen des Aberglauben an sich; an dieser Stelle wollen wir noch einige weitere derartige Züge geben. Amulette besitzen sie im Überfluß in der Gestalt von kleinen Knochen, die sie sich um den Hals hängen, oder von irgend einem symbolischen Zierat. Ein großer, starker Bantu trägt wol um seinen Hals eine Schnur geschlungen mit einem daran befestigten kleinen Insekt, das in diesem Zustande noch außerordentlich lange Zeit am Leben bleibt; was ihre Weisen als Symbol der Unsterblichkeit betrachten. Ein anderer hat in seinen Haaren solche aus dem Schwanze eines Ochsen befestigt oder die Haut eines Frosches auf seinem Mantel festgesteckt.

Der Herero oder Damara nimmt, wenn er von der Jagd zurückkehrt, Wasser in den Mund, speit es dreimal über seine Füße und in das Familienfeuer, damit das Glück sich nicht von ihm wenden möge. Ein anderer nimmt Staub aus den Fußtapfen des Löwen und streut ihn in diejenigen seines Feindes, in der Hoffnung, daß dieser vom Könige der Wüste zerrissen werde. Diese kindischen Thorheiten, denen der Bantu weit mehr Zutrauen schenkt als den Geistern, an die man ihn glauben läßt, könnten noch ins Unendliche vermehrt werden.

Zum Schlusse geben wir noch eine kurze Beschreibung

des magischen Horns, das sich in dem Besitze einiger Häuptlinge befinden soll, die es beständig als Symbol der Sicherheit preisen. Es kann geschehenes Unheil wieder gut machen und den Befleckten reinigen. Das Horn wird mit der Asche von Pflanzen und Tierfleisch gefüllt, deren besondere Eigenschaften nur den Doktoren bekannt sind. Zur Einweihung des Hornes wird ein Ochse geopfert, mit dessen Galle die Asche durchtränkt wird, während ein Stück seiner Eingeweide als Verschluß des Hornes dient. Wenn Krieg droht oder irgend ein anderes Mißgeschick den Stamm befällt, wird eine Versammlung berufen, in welcher der König mit seinem Horne erscheint, alle Männer mit dem darin befindlichen Pulver einreiben läßt, und darauf wird die Umgebung gereinigt, indem kleine Pfähle in den Grund getrieben werden, die in dasselbe Pulver getaucht sind. Letzterer Brauch wird besonders dann ausgeübt, wenn ein neues Dorf gebaut werden soll. Der Inhalt des Hornes ist zusammengesetzt aus Blättern des Immergrüns, Dornen der Mamosa, Klauen von Tieren, Haaren von Löwen u. s. w., die sämtlich eine symbolische Bedeutung haben mögen.

Kapitel III.

Rückblick und Schluß.

Wenn wir einen allgemeinen Überblick der vorliegenden Studie unternehmen, so müssen wir dabei im Auge behalten, daß wir es hier mit einem Volke zu thun haben, welches zu der von einigen Anthropologen als „Naturvölker" bezeichneten Klasse gehört. Wie weit sie berechtigt sind, diesen Ausdruck zu gebrauchen, ist nicht unsere Sache, an dieser Stelle zu erörtern. So viel wenigstens ist gewiß, daß, um vergleichsweise zu reden, die Bantus eben so viel von der allgemeinen Menschennatur in sich haben als irgend ein zivilisirtes Volk Europas. Wenn wir alle Umstände in Betracht ziehen, müssen wir anerkennen, daß sie in ihren Lebensverhältnissen ebenso viel Logik zeigen wie andere in den ihrigen, daß sie für ihr Handeln und Treiben ebenso gut ihre besonderen Gründe haben. Bei ihren Beschäftigungsarten, ihren Regierungsformen und Gesetzen, ihren Sitten und Gebräuchen und ihren religiösen Verhältnissen haben wir manches gefunden, was wir bewundern, freilich

auch anderes, was wir verabscheuen müssen. Dabei stößt uns die interessante und hochwichtige Frage auf: Wie erlangten die Bantus diese Formen der Lebensverhältnisse, die unter ihnen so ganz allgemein anzutreffen sind? Haben wir hier die letzten Spuren einer einst hoch entwickelten Gesellschaftsordnung vor uns oder sehen wir hier ein Volk, das sich allmählich aus der äußersten Barbarei auf diejenige Stufe emporgeschwungen hat, auf der es augenblicklich steht? Mit anderen Worten, haben wir eine Entwickelung in absteigender oder in aufsteigender Linie vor uns? Auf Grund des Materials, das wir augenblicklich in Händen haben, ist es schwer, eine endgültige Lösung dieser Frage zu liefern, vielmehr müssen wir unsere Hoffnung hierfür auf die Zukunft setzen, in erster Linie auf die gegenwärtig im Gange befindliche Erschließung Innerafrikas. Es sind unzweifelhaft gewisse Anzeichen vorhanden, die auf eine Zeit hinweisen, wo die Bantus nur einen einzigen Stamm ausmachten, der eine beträchtlich höhere Stellung einnahm als ihre gegenwärtige, und die es glaublich machen, daß sie auf ihren Wanderungen nach Süden allmählich auseinander fielen und vieles von demjenigen verloren, was wir jetzt bei ihnen vermissen.

Eine auffällige Analogie findet sich in der Geschichte der Kolonisten europäischen Ursprungs, die vor mehr als zweihundert Jahren sich auf der Südspitze des schwarzen Erdteils niederließen. In ihrem Freiheitsdurste brachen

häufig kleinere Gesellschaften ihre Beziehungen zu den anderen Kolonisten ab und zogen nach Norden unter die Eingeborenen, wo sie und ihre Kinder vollständig von allen Segnungen der Zivilisation abgeschnitten waren. Die Folge hiervon war, daß sie viel von der Kultur verloren, die ihre Vorväter mit sich gebracht hatten. Setzen wir nun den Fall, daß diese Kolonisten noch erheblich längere Zeit der Entartung preisgegeben wären, so dürften wir vernünftigerweise wol erwarten, daß sie einen von ihren europäischen Vorfahren durchaus abweichenden Menschenschlag bilden würden; wenigstens dürfte dieser Unterschied einen ähnlichen Betrag erreichen wie derjenige zwischen den heutigen Bantus und ihrem präsumtiven Stammvolke

Als bemerkenswertestes Beispiel, bei den Bantus, eines Stammes, der vollständig seine Selbständigkeit verlor, führen wir die Bergdamaras an, über die Brincker im Globus Bd. 49 u. 50, S. 231 berichtet: „Die Bergdamaras scheinen zu den ursprünglichen Negerstämmen zu gehören, welche vor Alters diesen Teil von Südwestafrika bewohnten. Als dann später von Norden her und aus dem Inneren Afrikas heraus andere Negerstämme, die sogenannten Bantuvölker, nach dem Süden drängten, wurden die Bergdamaras genötigt, nach Westen und nach Süden auszuweichen. So kamen sie in Berührung mit den Hottentotten, die sie sich dienstbar machten. Als die Bantus später weiter ins Innere drängten und die Hottentotten

ihre Herrschaft verloren, machten auch die Bergdamaras den Versuch, ihre Selbständigkeit zu erlangen und flüchteten in die gebirgigen Gegenden an der Grenze des Nama- und Damaralandes. Von hier aus machten sie Einfälle in das Gebiet ihrer früheren Herren und stahlen, was sie konnten. Dieses rätselhafte Negervolk steht bei den Hottentotten und Hereros, unter denen es jetzt lebt, in großer Verachtung. Sie sprechen die Hottentottensprache mit einem fremdartigen Accente und scheinen ihre eigene Sprache vollständig vergessen zu haben. Neben den Gewohnheiten der Hottentotten haben sie eigene Besonderheiten, wie z. B. das Abschneiden des halben kleinen Fingers der linken Hand."

Bei aller Ähnlichkeit der allgemeinen Sitten unter den verschiedenen Gruppen der Bantustämme, haben die Natur ihres Landes und der im Kriege erzielte Erfolg manche charakteristische Unterschiede zwischen den einzelnen hervorgebracht. Als die Zulus eine Reihe von Jahren unter der Führung tapferer und kriegerischer Häuptlinge gelebt hatten, wichen sie physisch und geistig von den friedliebenderen Betschuanen ab. Auch heute noch verachtet der auf seine Vergangenheit stolze Zulu die Gewohnheiten des Europäers und nimmt jede Veränderung seiner gewöhnlichen Lebensweise nur mit Widerwillen an, während hingegen der Betschuane nur zu bereitwillig die Überlegenheit des weißen Mannes anerkennt und widerstandslos sich den ihm dar-

gebotenen Verbesserungen fügt, ja, er spreizt sich wie ein Pfau, sobald er nur mit irgend einem abgelegten europäischen Kleidungsstücke seinen Caroß vertauschen kann. Die fremde Gewohnheit ist in vielen Fällen kein vorteilhafter Tausch für seine rauhere Tugend. Während der Übergangszeit von rauher Natürlichkeit zur Verfeinerung der Zivilisation schlagen Hunderte und Tausende den Weg des Bösen ein und werden Sklaven der Laster, die ihnen mit den Weißen zukommen. Verschiedene Häuptlinge, die das wahre Interesse ihres Stammes im Auge hatten, haben die Europäer wiederholt gebeten, die Einfuhr alkoholischer Getränke in ihr Gebiet nicht zu gestatten. Der weiche und veränderliche Charakter der Bantus wird von den Weißen nicht genügend in Rechnung gezogen, die durchschnittlich mehr gesunden Menschenverstand und moralisches Bewußtsein haben. Die physische und geistige Zukunft einer Rasse, die sich überall als einer erheblichen Vervollkommnung fähig erwiesen hat, wird dem materiellen Vorteil einiger wenigen geopfert.

Wir glauben nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen, daß gegenwärtig die Bantus sich nicht in einem kindischen, sondern in einem kindlichen Zustande befinden, und daß, wenn sie überhaupt irgend eine Bedeutung für die Zukunft haben sollen, man sie dementsprechend behandeln muß.

Wie bei allen auf gleicher Entwicklungsstufe stehenden Völkern sind ihre Ziele allein auf das Unmittelbare und

Praktische gerichtet und weisen nur selten auf entferntere und theoretische Interessen hin.

Das Leben der Bantus ist ein klarer Beweis für die Richtigkeit des wohlbekannten Satzes, daß Mythen- und Legendenbildung dort vorherrscht, wo nur beschränkte geistige Fähigkeiten anzutreffen sind. Will man daher ihre kindlichen Sagen und Erzählungen in ihrer vollen Bedeutung würdigen, so muß man sich mit ihnen auf dieselbe geistige Ebene stellen und ihre Anschauungen zu den seinigen machen.

Mit Rücksicht auf ihre Geister- und Fetisch-Verehrung ist es nur angemessen, sie unter den Begriff der religiösen Vorstellungen einzureihen, insoweit sie dazu durch ein Gefühl der Furcht oder Achtung vor einer gewissen unsichtbaren Kraft oder Kräften getrieben werden. Nicht daß wir letzteres für eine allgemeine Definition des Religionsbegriffes halten, aber sicherlich bildet es doch ein Element gewisser Erscheinungsformen der Religion, und dies gilt nirgends mehr als bei der auf so tiefer Stufe stehenden Verehrungsform, die sich bei den Bantus findet.

Seitdem der portugiesische Schriftsteller De Brosses, der im Jahre 1777 starb, den Ausdruck Fetischismus aufbrachte, haben viele die Afrikaner als Fetischanbeter bezeichnet und den Fetischismus als die primitivste Religionsform überhaupt angesehen; doch sollte man stets im Auge halten, daß Fetischismus in gewissem Sinne sich in den

meisten Religionsformen vorfindet. Die Seefahrer, welche an der afrikanischen Küste landeten, die Berichterstatter von De Brosses, waren als gute Katholiken, wie viele Hunderte und Tausende noch heutzutage, ihrerseits ebensowol Fetischanbeter mit ihren Rosenkränzen, Reliquien und Bildern. Die Bantus sind aber nicht Fetischanbeter allein, vielmehr haben wir bei ihnen daneben eine ausgedehnte Geisterverehrung angetroffen. Ob der Fetischismus oder die Psycholatrie zuerst bei ihnen in Übung gewesen ist, läßt sich unschwer dahin entscheiden, daß sie zweifellos an Geister glauben mußten, bevor bei ihnen die Anschauung entstehen konnte, daß die Schlange oder das Zauberhorn einen Geist oder eine magische Gewalt in sich schlösse. Wie sie freilich zu ihrem Geisterglauben gelangten, ist eine der schwierigsten psychologischen Fragen. Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß ein Bantu deswegen, weil er bemerkt hat, daß er im Kriege oder auf der Jagd glücklich ist, wenn er Holz oder Stein einer gewissen Art um den Hals trägt, diesen leblosen Dingen eine übernatürliche Kraft beilegt. Dies könnte genügen, um den Ursprung des Fetischismus zu erklären, aber nicht dafür, wie nun in seinem Inneren die Vorstellung eines unsichtbaren Geistes entsteht. „Bei wilden Stämmen", sagt Prof. Max Müller, „ist es schon schwierig genug, die gegenwärtigen religiösen Anschauungen zu kennen; was ihr Ursprung ist, wie sie vor tausend Jahren waren, liegt vollkommen außerhalb des

Bereichs unseres Wissens." So viel ist jedenfalls gewiß, daß der Fetischismus bei keinem Volke überhaupt, mithin auch nicht bei den Bantustämmen die ursprüngliche Form der Verehrung bildet.

Die Religionsformen, die wir bei diesen Stämmen angetroffen haben, lassen sich also einreihen unter die Bezeichnungen Psycholatrie, Physiolatrie und Zoolatrie. Der Zusammenhang dieser Begriffe untereinander ist klar, denn falls der erste von ihnen, der Geisterglaube, gegeben ist, können wir den Gedankengang verfolgen, der zum Animismus führt, worin die beiden anderen einbegriffen sind, und können verstehen, wie das Gemüt der Bantus ganz von den Unsinnigkeiten erfüllt ist, die sich als Zauberei, Magie, Hexerei und eine endlose Mannigfaltigkeit anderer abergläubischer Anschauungen darstellen.

Als Werke, die sich für unsere Arbeit nützlich erwiesen haben, erwähnen wir die folgenden:

Callaway, Nursery Tales etc. of the Zulus. Bd. I.
Callaway, The Religious System of the Amazulu.
Casalis, Les Basutos.
Bleek, Reynard the Fox in South-Africa.
Brincker, Wörterbuch ꝛc. der Otji-Herero.
Fritsch, Gustav, Die Eingeborenen Süd-Afrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben.
Hölden, The Past and Future of the Kaffir Races.
Tylor, Primitive Cultur.
Lubbock, Origin of Civilization.
Vignoli, Myth and Science.
Moffat, Missionary Labours and Scenes in South-Africa.
Keith Johnston, Africa.
Merensky, Wie erzieht man am besten den Neger?
Hartmann, Völker Afrikas.
Merensky, Beiträge zur Kenntnis Süd-Afrikas.
Kropf, Das Volk der Xosa-Kaffern.
Henry Drummond, Central-Africa.
Globus, Bd. 49 u. 50.
Evangelischer Heidenbote. 1886 u. 1889.

Wir erkennen dankbar die freundlichen Bemühungen der Herren Rev. Gonin, Rev. Prof. Philip, Rev. Brincker, Rev. Merensky, Rev. Bam und Dr. Casalis an, die uns in privater Korrespondenz mit manchem schätzenswerten Material versorgten. Diese Herren haben sämtlich Jahre lang in Südafrika gelebt und sind zum Teil noch jetzt bei verschiedenen Bantustämmen im Missionsdienste thätig.

Druck von August Pries in Leipzig.